THEODOR LESSING

DER JÜDISCHE SELBSTHASS



VORHALLE

„Der Seele, die nur sich gedichtet hat,
Das große Schöne in die Welt gehaucht,
Dem Geiste, der nur sich vernichtet hat,
Doch immer neu aus sich emporgetaucht,
Dem Volke, das sich selbst gerichtet hat
Und nun den fremden Richter nicht mehr braucht."

(Die Zahlen im Texte beziehen sich auf die Anmerkungen am Schlusse des Buches)

I

Jüdisches Schicksal im Osten — Die Geschichte als Sinngebung — Das Problem der Schuld

1.

An dem Tage, an welchem ich dies Buch vom Selbsthaß zu schreiben beginne, stöhnen die Juden im *Osten* unter der Last einer schweren Kunde. In Jerusalem, im Gebiete des Haram ist vor der jüdischen Klagemauer ein Religionskrieg ausgebrochen. Er entstand, wie alle Kriege der Geschichte: indem überreizte Menschen einander sinnlose Worte zuwarfen, so lange, bis aus den sinnlosen Worten sinnlose Taten hervorgingen. Aber in diesen Taten entband sich ein lange aufgespeicherter Haß. Er kann das Werk des jüdischen Volkes bedrohen.

„Das Werk des jüdischen Volkes": – die Auferstehung unsrer Heimat, schien gesichert zu sein! Denn auch die nüchternen Praktiker, welche keineswegs von einem Auszug Israels nach Palästina träumen, sondern sich als deutsch, französisch, englisch, italienisch oder sonstwie empfinden, waren für den Gedanken des Zionismus so weit gewonnen worden, daß sie zur Lösung der unlöslichen Judenfrage eine Aktionsgemeinschaft, die sogenannte Jewish Agency, begründeten. Da aber ereignete sich, was

sich leicht auch künftig wieder ereignen könnte: Die eben gebauten, mit leidvollen Mühen dem Malariaboden abgetrotzten Dörfer und Farmen, die Pflanzungen, in denen jeder Baum das Leben eines Chaluz verkörpert, die Äcker, mit Schweiß und Tränen gedüngt, gingen in Flammen auf.

Artuf brennt. Ataroth brennt. Moza brennt. Arabische Banden steckten die Jerusalemer Villenvorstadt Talpioth in Brand und verwüsteten das Haus des Dichters Agnon. Die berühmte Jeschiwa in Hebron, die Talmudschule aus dem litauischen Slobodka, wurde überfallen. Waffenlose junge Schüler, vom Sohn des Rabbi geführt, flüchteten in den Betraum, wo sie, einer wie der andere, während sie das Sterbegebet sprachen, erschlagen wurden. Und alles geschah unter den Augen der Mandatarmacht. –

Was erwartet die Welt, daß wir Juden tun?

Dreißig Jahre lang und länger, seit der Bilu-Bewegung von 1882, hat unser edler Kern an der Lösung dieser Völkerfrage gearbeitet. Müde der immer neuen Ausbrüche von Massenwahn, welchen kein Adel der Tat, der Zucht oder des Herzens je zu versöhnen vermöchte, müde eines ewigen „Entweder – Oder“ (Entweder: du gibst dich selber auf – Oder: du trollst dich aus dem Lande), müde der jahrhundertelangen Maßregelung, Verschiebung, Reglementierung – aus Willkür oder aus Gnade –, müde all der Unsicherheit und Ungewißheit, hat das älteste unter den Erdenvölkern versucht, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

Man sagte: „Ihr seid Schmarotzer auf fremdem Eigen“, da haben wir uns von der Wahlheimat losgeris-

sen. Man sagte: „Ihr seid der Zwischenhändler unter den Völkern." Da erzogen wir unsre Kinder zu Gärtnern und Bauern. Man sagte: „Ihr entartet und werdet zu feigen Weichlingen." Da gingen wir in Schlachten und stellten die besten Soldaten. Man sagte: „Ihr seid überall nur geduldet." Wir erwiderten: „Keine tiefere Sehnsucht kennen wir, als herauszukommen aus Duldung."

Aber wenn wir uns so in unserem Eigen bewährten, dann wieder hieß es: „Habt ihr noch immer nicht gelernt, daß die zähe Selbsterhaltung des Sondervolkes ein Verrat ist am Reiche der allgemein menschlichen, der *über*völkischen Werte?" Wir antworteten, indem wir nach hundert Toden und Wunden schweigend die jüdische Legion auflösten. Wir haben der Selbstwehr uns begeben und unser gutes Recht unter den Schutz des europäischen Gewissens gestellt. Was ist die Antwort?

Am heutigen Tage, dem 6. September 1929, scheint die Antwort so zu lauten: „Lebt oder leistet, wie immer ihr könnt, man wird euch dulden, solange man euch nutzen kann." „Geschäftsleute!" wird man die Juden nennen. Aber wenn kein Geschäft mehr mit den Juden zu machen ist, dann läßt man sie fallen. Die übermächtigungssüchtigste Erdausnützergewalt, die englisch-amerikanische, wird auch das Judentum opfern für das erstbeste Kolonial- und Expansionsunternehmen. Wehe aber den Wehrlosen: „Niflad kidra al kefla, weile kidra. Niflad kefla al kidra, weile kidra. Wenkach, unwenkach, weile kidra!" „Fällt der Topf auf den Stein, wehe dem Topf. Fällt der Stein auf den Topf, wehe dem Topf. Immer, immer, wehe dem Topf!"

Was (man antworte) soll der Jude tun? — Die Frage

ist nicht zu beantworten. Und weil sie nicht zu beantworten ist, so entsteht eine Verlegenheit des Gewissens. Wie beschwichtigt der Mensch die Verlegenheiten seines Gewissens?

Nur in seltenen Fällen durch das Bekenntnis: „Ich bin schuldig." In weitaus den meisten Fällen aber durch den Versuch, die *Schuld* an dem unleidlichen Zustand in den unfreiwilligen Veranlasser des Zustands hineinzuerklären. Dies ist das Gesetz der „Sinngebung von nachhinein". Das Grundgesetz aller Geschichte!*)

2.

Die Ereignisse der menschlichen Geschichte, diese nie abreißende Kette von Machtwechselzufällen und Willkürakten, dieser Ozean von Blut, Galle und Schweiß wäre unerträglich, wenn der Mensch nicht einen *Sinn* in all diese blinden Geschehnisse hineinzulegen vermöchte. Es genügt ihm durchaus nicht, alles Geschehen *ursächlich* begründet zu finden, er will vielmehr das Geschehen *sinnvoll* begründet finden, und wenn er fragt: „Was ist *schuld* daran?", so liegt schon in der Frage ein *moralisches* Urteil.

Selbst dann also, wenn die Völkerschicksale „zufällig" wären und wenn auch alles hätte *anders kommen* können, so würde doch der Mensch, nachdem es einmal *so* gekommen ist, von nachhinein das Geschehene immer sinnvoll und sittlich *zu deuten* unternehmen!**)

---

*) Th. Lessing, „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen". 4. Aufl. S. 211—252.

**) Gesetz der logificatio post festum! [Hinterher-Klugheit] („Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen", § 50).

Dieses *Sinnvoll-Machen* auch alles sinnlosen und unsinnigen Leidens kann aber — (wie wir schon andeuteten) — auf *zweierlei* Wegen erfolgen. Entweder indem man dem „Andern" die Schuld zuschiebt oder indem man die Schuld in sich selber sucht.

Es ist nun eine der tiefsten und sichersten Erkenntnisse der Völkerpsychologie, daß das jüdische Volk unter allen Völkern das erste, ja vielleicht das einzige Volk war, welches die Schuld am Weltgeschehen einzig *in sich selber* gesucht hat.

Auf die Frage: „Warum liebt man uns nicht?" antwortete seit alters die jüdische Lehre: *„Weil wir schuldig sind."* Es hat große jüdische Denker gegeben, die in dieser Formel: „Weil wir schuldig sind" und in dem Erlebnis der Kollektiv-Verschuldung und Kollektiv-Verantwortung des Volkes Israel den innersten Kern der jüdischen Lehre erblickten.

Wir dürfen an dieser Stelle auf die Bedeutung der religiösen Kollektivschuld („Widduj") nicht näher eingehen, aber es ist wichtig, daß der Leser spüre, wie in diesem Schuldbekenntnis, das die gewaltige jüdisch-christliche Moral hervortrieb, auch der Schlüssel zur *Pathologik* unserer Volksseele zu finden ist[1]).

In jedem jüdischen Menschen steckt sehr tief die Neigung: ein Unglück, das ihn trifft, als Sühne für eine Versündigung aufzufassen. Würde der Leser fragen, warum das so sei, so könnte ich an dieser Stelle nur hinweisen auf die schreckliche Tatsache, daß die jüdische Geschichte durch fast dreitausend Jahre nur eine *Leidensgeschichte* gewesen ist. Und zwar eine Geschichte hoffnungsloser, unablösbarer Leiden.

Ein solcher Leidenszustand aber verstattet, um sinnvoll und erträglich zu werden, nur einen einzigen Notausgang: der Mensch muß glauben, daß das Schicksal mit ihm eine besondere Absicht habe. „Wen Gott liebt, den züchtigt er.“ Mit dieser Auffassung seiner Leiden als einer *Strafe* ist dann freilich schon der Ansatz zu dem Phänomen „Selbsthaß“ gegeben. –

Anders aber liegt es bei den glücklichen und siegreichen Völkern. Sie hatten keinen Anlaß, selbstanbohrend und selbstquälerisch das gesunde Lebensgefühl und die natürliche Selbstschätzung zu gefährden. Auf die Frage: „Warum trifft uns Unglück?“ antworten sie mit kräftiger Anklage derer, die ihrer Meinung nach „Unglück *bringen*“.

Die Lage des jüdischen Menschen war somit doppelt gefährdet. Einmal, weil er selber auf die Frage: „Warum liebt man uns nicht?“ antwortet: „Weil wir schuldig sind.“ Sodann aber, weil die anderen Völker auf die Frage: „Warum ist der Jude unbeliebt?“ nun gleichfalls antworten konnten: „Er sagt es *selber*. – Er ist schuldig.“

Hinter der als Antisemitismus bezeichneten soziologischen Erscheinung (wodurch eine ganze *Volksart* als „odium generis humani“ gekennzeichnet wurde) steht also durchaus nicht allein der böse Wille, der nationale Egotismus, oder der Neid und Haß des völkischen Wettbewerbs. Es steht ein Gesetz dahinter. Ein Gesetz der „Sinngebung des *Sinnlosen*“. Und dieses Geschichtsgesetz steigt aus einer letzten Tiefe.

Es ist das selbe Gesetz, welches auch viele Einzelschick-

sale verzwistet und zu mancherlei Feindschaft führt. Denn wie oft doch pflegen Geschwister, Liebende und Freunde sich auf immer zu entfremden, einfach darum, weil keiner je in sich selber hinabsteigen und *sein* Verschulden bekennen will, sondern jeder den nächstliegenden und natürlicheren Weg geht: „Dort, wo ich leidbringend in ein fremdes Leben einschneiden muß, da begründe ich meine Tat aus dem Wesen der *andern.*“ – Wenige Beispiele werden genügen, um die große Bedeutung dieses einfachen Tatbestandes zu belichten.

3.

Wir Menschen müssen *alle,* um überhaupt leben zu können, manche „Schuld“ auf uns nehmen. Wir müssen zum Beispiel eine wundervolle, in sich vollendete, ursprünglich uns überlegene Tierwelt ausrotten. Wenn wir die großen Raubtiere, Löwen und Leoparden, vernichten, so gehen wir dabei sehr böse vor; wir sagen daher: das Raubtier sei böse. Wenn wir die großen Schlangen ausrotten, so verwenden wir dazu viel Hinterlist; wir sagen daher: die Schlangen seien hinterlistig.

Habe ich jemals gegen einen andern schlechte Gedanken gehegt, dann muß ich diese schlechten Gedanken eben aus der Schlechtigkeit des andern vor mir selber *begründen.*

Wer einmal gesprochen hat: „Gott strafe England“ oder: „Deutschland muß gedemütigt werden“, der hegt von nun an unbewußt eine Parteinahme daran, alles aufzusammeln und hoch zu bewerten, was nur irgend zweck-

dienlich ist, sein ungünstiges Vorurteil zu rechtfertigen. Schließlich könnte es sogar sein, daß wir ein Böses gar nicht darum hassen, weil es böse ist, sondern: das, was wir hassen und hassen müssen, *nennen* wir: das *Böse.*

Dieser Vorgang der „Verhäßlichung des Verhaßten" wird noch gesteigert, wenn ein geheimes Gefühl der Sympathie übertäubt und tot gemacht werden muß. Man sieht das in solchen Fällen, wo eine Liebe oder Freundschaft in Haß und Verfolgung übergeht.

Habe ich einen Menschen sehr hoch geschätzt oder sehr geliebt und fühle mich enttäuscht und ernüchtert, so empfinde ich das Verschwinden meiner alten Gefühle in der Regel keineswegs als meine Schuld oder als meinen Irrtum, sondern ich motiviere die Wandlung meines Gefühlslebens, indem ich sage: der andere habe *sich verändert.* Das ist in der Regel ein Selbstbetrug. Nicht der andere hat sich verändert, sondern meine „innere Einstellung" ist anders geworden. Aber überall, wo der Mensch Gewissenslasten tragen und seine Taten verantworten muß, da sind auch schöne Worte und große Ideale zur Hand, in deren Namen wir auch unser Unrecht in unser gutes Recht umdeuten können[2]).

Man wende nun dieses allgemeine Gesetz auf die Judenfrage an:

Dem jüdischen Volk ist zweifellos Unrecht zugefügt worden. Sein unwürdiges Dasein würde jedem der gesunden Völker, unter denen das kranke Volk fortvegetiert, zum Vorwurf geworden sein, wenn man nicht geschichtliche Formeln gehabt hätte, dank deren das am jüdi-

schen Volke verübte Unrecht zum berechtigten Unrecht, also zum *Rechte* zurechtgerückt wurde. Solche sinngebende Formeln hatten die Juden wie die Nichtjuden *nötig.* – Wird man uns künftig vernutzen, dann wird man es begründen mit der Einsicht, daß wir die Vernutzer der anderen seien. Will man uns abdrängen und unser Lebensgefühl vermindern, dann wird man alles anführen, was Ausnahmebestimmungen und Sondergesetze berechtigt macht. Es gibt in der Geschichte kein Unrecht, das nicht nachträglich als berechtigt oder doch als notwendig erwiesen werden könnte. Wo immer eine Menschengruppe verflucht wird, ihr Kreuz zu tragen, da wird es stets heißen: „Sie hat den Heiland ans Kreuz geschlagen."

Welcher Seelenforscher aber weiß, ob jahrhundertelanges Herabmindern von Seelen nicht auch wirklich das Wesen der Geminderten verwandelt, so daß am Ende aller Enden alles Unrecht der Geschichte wirklich zum begründbaren Unrecht, also zum Rechte *wird?* – Denn um Menschen in Hunde zu wandeln, braucht man nur lange genug ihnen zuzurufen: „Du Hund!"

II

Jüdisches Schicksal im Westen — Der Klassenkampf Antisemitismus und Zionismus

1.

An dem Tage, an welchem ich dies Buch vom Selbsthaß zu schreiben beginne, feiern die Juden im *Westen* ein frohes Fest: den zweihundertsten Geburtstag eines Mannes, der die Fesseln des Galuth von ihnen nahm und als erster ihnen den Weg zeigte in die deutsche Bildung, Gesittung und Sprache. Moses Mendelssohn, ein kleiner Thoraschreibersohn aus Dessau, war der Wundermann, der aus verstreuten Haufen von „Träumern des Ghetto" die ehrengeachteten Gemeinden „deutscher Bürger mosaischer Konfession" erschmiedete.

Wir müssen seine Tat heute mit andern Augen ansehn, als mit den Augen des Zeitalters der Aufklärung (Haskala).

Um 1800 bildeten Juden und Parsen, als letzte Reste zweier uralter, über die ganze Erde hin zerstreuter Völker, eine Art Zwischenglied zwischen der allbesiegenden Willensmacht Europa – Amerika und der langsam untergehenden Gestaltenwelt des alten Afrika und Asien.

Das Ghetto war inmitten des alles zivilisierenden

christlichen Staates ein Stück Romantik und Altertum. Unsre Gegnerschaft gegen die christliche Zivilisationswelt wurde unhaltbar. Sie war genau so vergeblich, wie der Widerstand der Indianer, Neger, Araber, Beduinen, Chinesen oder Hindu gegen die „*Kultur*“. An der Sonne „Kultur“ schmolzen die Vorweltvölker dahin. Der Widerstand, den die Juden leisteten, war nicht anders aufzufassen, wie etwa der Widerstand der alten Sachsen gegen ihre „Verchristlichung“ durch Karl den Großen. Weit über die Zeit Luthers hinaus werden denn auch die Juden immer zusammen genannt mit den „Heiden“. „Du bist ein Jude“, das hieß ursprünglich: „Du bist kein christlicher, sondern ein barbarischer und heidnischer Mensch.“ Die Entwicklung zur „modernen Kultur“ ist eben von der Geschichte des Christentums nicht zu trennen. Moses Mendelssohn räumte mit der jüdischen Vergangenheit auf, weil er (wie später Heinrich Heine das ausdrückte) für sein Volk „das Entreebillett zur europäischen Kultur“ haben wollte.

Weder Moses Mendelssohn noch seinem größeren Freunde Gotthold Ephraim Lessing erwächst ein Vorwurf aus ihrer naiven Hoffnung: die Unterschiede der Sitten und Religionen würden bald nur noch Abwandlungen sein einer einzigen, der ganzen Menschheit gemeinsamen „allgöttlichen Vernunftreligion“.

In diesem Sinne haben seither die Rabbiner des Westens auf ihren hohen Schulen und Seminaren das Judentum ausgedeutet und fortgebildet. Sie wünschten nicht mehr eine jüdische Nationalreligion. Sie wünschten, daß das Judentum Träger der *universalen* Lehre werde . . .

Zwei Arten jüdischer Täuflinge darf man heute nicht miteinander verwechseln. Jene Überläufer in Kriegszeiten, die aus einem bedrohten Lager in das siegreiche und minder gefährdete andere Lager hinüberwechseln. Und die durchaus aufrechten Männer, die begeistert und freudig, alle Schranken überwindend, sich in geöffnete Bruderarme, an ehrliche Bruderherzen werfen.

Um 1800 galt der Übertritt der Juden allen Völkern Europas als Gewinn. Man kannte wohl eine *religiöse* Feindschaft. Aber man kannte noch nicht den später ausbrechenden „Rassenantisemitismus". Die jüdischen Konvertiten wurden oft in den europäischen Adel aufgenommen, so daß es nur wenige Adelshäuser gibt, welche nicht, oft ihnen selber unbewußt, mit jüdischem Blut untermischt sind. Oft war das „Sichtaufenlassen" gleichbedeutend mit Versorgung durch Staat, Gemeinde oder Fürstenhaus. Man müßte aber Menschen für Besseres halten denn für Menschen, wollte man den Juden im Aufklärungszeitalter einen Vorwurf machen aus ihren Massenübertritten zur katholischen oder evangelischen Kirche. Sie glaubten ehrlich an Liebe, mindestens an „Toleranz". Sie horchten auf die frohe Botschaft: „Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit." Und es schien, daß diese Verkündigungen der Revolution ehrlich gemeint seien. Die Ghettos wurden aufgelöst. Die Judengesetze fielen. Kammerknechtschaft, Beschränkung der Freizügigkeit, Opferpfennig, Geleitzoll und Leibzoll und hundert andere Belastungen sind in der Zeit von 1800 bis 1850 allmählich verschwunden. Talmudisches Recht wurde zur Sache der Gelehrten. Die Juden wurden als gleichberechtigte Bürger dem Zivilrecht unter-

stellt. Ihre Religion wurde eine „Konfession" neben andern Konfessionen.

Schon die Enkel Mendelssohns waren keine Juden mehr. Sie taten durchaus folgerichtig, was alle Juden des Westens getan hätten, wenn nicht eine neue Macht dem Auflösungs- und Angleichungsvorgange das Gegengewicht geboten hätte: der *Klassenkampf*.

2.

Der Klassenkampf setzte ein, als das Industriezeitalter heraufdämmerte. Er wurde der wichtigste aller Kämpfe, als Maschine, Technik, Geldwirtschaft, Industrie die ganze Erde unterjochten. Was bedeuteten jetzt noch die alten Religionszwiste? Auch völkische Unterschiede der Menschen waren nicht mehr so entscheidend, wie die Unterschiede der wirtschaftlichen Klassen und ihre Not.

Karl Marx, der Theoretiker des Klassenkampfes, sah in seinen Glaubens- oder Stammesgenossen nichts anderes mehr als „den wurzellos gewordenen Anhang der Kapitalistenklasse und ihrer Geldwirtschaft". Die sogenannte Emanzipation der Juden bedeutete für Marx nur ihre Verbürgerlichung, und Verbürgerlichung war ihm gleichbedeutend mit „Auslieferung an die kapitalistische Gesellschaft, welche in ferner Zukunft durch die sozialistische Gesellschaftsordnung abgelöst werden soll". Ein jüdisches Volk im Volkskampfe kannte Marx nicht. Ein solches wäre nur im Osten zu finden gewesen, wo die Juden vorwiegend Handwerker und Arbeiter waren, denn jene Historiker, die die Juden als ein Volk von *Wucherern* schildern, wissen nicht einmal, daß gerade Zinsnehmen und Wucher durch die mosaische Ge-

setzgebung verboten und ganz unmöglich waren, bis, vom 13. Jahrhundert ab, das feudale Zeitalter den Juden das Münz- und Finanzwesen schlechtweg aufdrängte.

Im Westen sah also das Auge von Karl Marx nichts als Partei- und Interessenkämpfe. Ein Kommunist wie Moses Heß, der zugleich ein nationaler Jude und ein Zionist war, stand in der Partei des Proletariats und im Kampf wider die bürgerliche Welt ganz einsam.

Mit tausend Freuden aber nützte die Welt des bürgerlichen *Erfolges* das Dasein der Juden und der Judenfrage! Ihr konnte es nur recht sein, daß die Gegner der *bürgerlichen* Gesellschaft die Juden einfach dieser Sündenwelt des Kapitals zugesellten. Denn eine Sündenwelt benötigt eines Sündenbocks. Alle Widrigkeiten der bürgerlichen Kolonisations- und Erdversklavungswirtschaft, auch die an den Juden selber verübten, wurden somit aus der Geschichte oder aus dem Wesen der Juden „erklärt".

War es denn nicht ein wahres Kinderspiel, das Vorhandensein des vielgeschmähten „Kapitalismus" mit Natur und Wesen der *Juden* in Verbindung zu bringen?

Selbstliebe und Selbstsegnung . . . worauf sonst käme das meiste Menschenleben hinaus? „Theologie", sagt Goethe, „ist die eigenbezügliche Selbstvergottung des *Menschen*". – Eine neue Theologie erstand, für welche (völlig im Gegensatz zur Theologie des Mittelalters) das Christentum (und mithin auch die Sünden des Christentums) zum – Werke der Juden wurde. Paulus trug Schuld! Das „Christentum Christi", das sogenannte Urchristentum, das war unjüdisch gewesen, das war (auf irgendeinem mystischen Wege) aus der Seele arischer Völker

entstiegen. Aber dann war Paulus, der Hebräer, gekommen. Und so war die Vernüchterung und Entseelung der Erde im Gefolge der christlichen „Kultur" eben nicht *wirkliches* Christentum, sondern: „verjudetes".

Erst heute beginnt es der Kulturwelt zu dämmern: nicht der Jude hat die Menschheit in den Geist hineingetrieben, sondern der Weg zum Geiste, den die Kultur nehmen *muß*, hat mit dem Heidentume auch das Judentum gewandelt.

3.

Aber es muß gesagt sein, – so bitter diese Erkenntnis ist – daß just der Rückschlag das jüdische Volk errettet hat. Die Assimilation wäre in Westeuropa glatt weitergegangen. Sie wäre nach einigen Geschlechtern voraussichtlich vollendet worden, wenn nicht die Gegenwelle des *Hasses* gekommen wäre.

Der an allen Tischen Europas mittafelnde „Fortschrittsjude" stand plötzlich vor einer dicken Mauer von Haß. Dieser Haß aber brachte ihn zur Selbstbesinnung. Der Zionismus erstand: der Keim einer Volkserneuerung. Denn wenn bei den frühesten Führern, bei Pinsker und Nordau und selbst noch bei dem herrlichen Theodor Herzl, der Zionismus zunächst nur eine nüchterne Gegenwehr war – aus Trotz, aus Stolz, aus Helferwillen, aus Mitleid oder ganz gleich aus welohen reaktiven Gefühlen –, so konnte es doch bei einem solchen negativen Zionismus nicht lange sein Bewenden haben. Schon die nächste Generation war zionistisch, weil sie jüdisch fühlte; nicht, weil sie sich als Juden verletzt fühlte.

Die Macht ist träge. Das Kapital ist feige. Die Sattgewordenen werden lau.

Wo die Vereine der europäischen Bürger mosaischer Konfession auf dem bequemen Wege der Mitte verharrten, wo Liberalismus, Demokratie, Fortschritt und Freisinn ihre nicht eben den Kopf kostenden Spiele trieben, da sammelte sich die ganze Hochansehnlichkeit der jüdischen Bürgerwelt, der ganze „Kowed". Da waren die großen Namen und die großen Titel. Die führenden Persönlichkeiten der Kunst, der Wissenschaft und der Wirtschaft.

Uns Abseitigen aber, die wir es für unvergleichlich heldischer halten, ein ungesicherter Nomade zu sein als ein wurzelfester Bürger Europas, uns sei an diesem zweihundertsten Geburtstage des Mannes, seit dem hebräische Sprache und Schrift, Ritus, Tracht, Volksbrauch, Fest und Mythos der Zerstörung anheimzufallen begannen, einmal eine kurze *Phantasie* gestattet, welche aber doch immerhin im Bereiche des Möglichen zu bleiben scheint, wenn wir auf das Schicksal eines andern, von der „christlichen Kultur" nicht minder bedrohten Volkes blicken, des indischen: auf jene „Non-Cooperation-Bewegung", die seit 1900 in dem von England vergewaltigten Indien entfesselt wurde.

Nehmen wir einmal an, auch die Juden hätten eine „Non-Cooperation-Bewegung" entfesselt. Sie hätten um 1750, als der gelbe Fleck am Gewande, der Druck der Judengesetze und die Kammerknechtschaft erlassen und die bürgerliche Emanzipation an ihnen vollzogen werden sollte, folgendermaßen geantwortet: „Wir haben durch zwei Jahrtausende für den Messias gelebt, der, wie es

verheißen ward, uns in die Heimat zurückführen wird. Nun bietet eure Güte und Freundschaft uns das schöne Europa und das große Amerika zum Vaterland. Aber ihr fordert, daß wir unsre geschichtliche Überlieferung abbrechen, um in die Überlieferung und Geschichte der großen abendländischen Nationen hineinzuwachsen! Das können wir nicht! Nie haben wir von euch gefordert, daß ihr zu uns übertretet. Nie haben wir Sendboten unter die Völker gesandt, sind nie eroberungssüchtig gewesen. Wir wollen ruhig unsre Schläfenlocken und den gelben Fleck weitertragen. Wir bewahren auch unsre hebräische Sprache und die hebräischen Namen. Wir lehnen es ab, eure Feste und Gedenktage mitzumachen, deren jeder uns nur an eine erlittene Marter erinnern kann. Wir lassen euch gern eure Bilder und Götter! Aber ihr sollt uns auch das Unsere lassen. Wir sind verschieden und müssen verschieden bleiben. Nicht wir, *ihr* allein habt der Welt es verkündet: Gott sei ein *Mensch* geworden. Wir folgten nie dieser Botschaft von der Vermenschlichung Gottes. Denn unser Gott lebt jenseits von Form und Name und wahrlich auch jenseits von Mensch und all dem Greuel der menschlichen Weltgeschichte. Verachtet uns. Aber wir lehnen es ab, eure Wohltaten anzunehmen. Eure Ämter und Schulen, Titel und Mittel. Wir wollen nicht teilhaben an euren Wissenschaften und Künsten. Wir tragen Galuth und Ghetto weiter, freiwillig, und erwarten aus Bethlehem den Messias."

Wäre es möglich gewesen, so zu antworten?

Es war möglich damals, als ein Wort des Rambam, eine Strophe Halevis, ein Brief des Raschi noch die

Welt des Juden war, als das Volk in der Verbannung von seinen Weisen gelenkt wurde.

Man pflegt überall zu preisen, was der Jude durch seinen Eintritt in die europäische Kultur und was Europa durch die Juden gewonnen habe. Aber man sieht es nicht oder man sagt es nur leise, um welchen Preis die Juden zu Europas Bürgern geworden sind: Durch den Verrat an den Gesichten ihrer Hoffnung. Durch das Opfer ihrer zeitlosen Träume. Heute wird das Volk nicht mehr von frommen Weisen gelenkt, sondern von Rechtsanwälten und Großbankiers organisiert.

Die modernen, freigesinnten, liberalen, fortschrittlichen, hochkultivierten Juden tun sich viel darauf zugute, daß im letzten Jahrhundert auch Juden Staatskanzler, Minister, Generäle, hohe Offiziere, große Forscher, Professoren, Autoritäten, Theaterlenker, Schriftsteller, Dichter und ich weiß nicht, was alles, geworden sind. Besser aber wäre es: Wir schämten uns der vielen Vermünzer unsres Volkshortes. Denn sie waren vielleicht nur ein phosphoreszierender Glanz des zerfallenden Volksleibs. Sie waren vielleicht nur das Flammenspiel eines kurzen aufleuchtenden europäischen Lichttages, darin unser Adel sich verbrannte.

Schmach allen Söhnen, die es vorziehen, für die Luxuswelt westlicher Weltstädte „sich der Literatur zu widmen" oder „die akademische Laufbahn einzuschlagen", statt Steine zu tragen zu der Landstraße nach Jeruschalajim.

III

Psychologie und Pathologie des Selbsthasses — Logik und Moral des Selbsthasses — Propheten und Psalmisten

1.

Über das Thema „Selbsthaß“ wird in diesem Buche gesprochen werden. Das ist ganz und gar nicht ein nur jüdisches Thema. Es ist ein Phänomen des gesamten Menschengeschlechtes! Aber dieses allgemein menschliche Phänomen „Selbsthaß“ kann an der Psychopathologie der jüdischen Volksgeschichte besonders glänzend beleuchtet werden.

Wer das Phänomen „Selbsthaß“ ehrlich ergründen will, der muß tief in die Tiefe steigen. Bis zu jenem Punkte, wo aus einem *vor*menschlichen Elemente zum ersten Male der Menschheit geistiges Bewußtsein das fragende und klagende Auge aufschlägt.

Wir müssen hinabtauchen in einen Urgrund, wo aus der allverschlungenen All-Einheit, welche weder Ich kennt noch Du, zum ersten Male die große *Ich-und-Du-Spaltung* hervorblitzt. Hüben ein wissendes Subjekt; drüben die abstellbare Welt von „sachlichen Gegebenheiten“. Das ist keineswegs ein „abnormes“ Phäno-

men (es sei denn, man betrachtete das ganze Dasein des Geistes als eine Krankheit). Es ist das Wunder des Geistes selbst, welches fügt, daß in der menschlichen Kreatur das Leben sich wider sich selber kehren, lebenspolar und schließlich lebensgehässig werden kann.

Die Blume, der Baum, der Quell, das flutende Wasser blühen fraglos-sicher im Banne des Rhythmus.

Unbekümmert und selig in sich selbst atmet in Ewigkeit alle Natur. Nur im Feurigbewegten, im schweifenden Tier (am deutlichsten im verhäuslichten Tier), finden wir schon einige *Ansätze* zum – Selbsthaß.

Eine ungeheure Macht „angegeistigter" Leidenschaft (die Machtgier, die Rachsucht, das Mitleid, die Reue) sind unterströmt von diesem heimlichen Selbstzerstörerdrange. Von einem geheimen „Erlöserschmerz", einem wunderlichen Triebe alles begrenzten Lebens, seine *Grenze* zu vernichten. Schon im Tiere gibt es Zustände der „Selbstqual", zum mindesten im eingeengten, vermenschlichten und erkrankten Tier. Und bei diesen primitiven Zuständen müssen wir ansetzen, um den Bruch zu verstehen: Die lebenzerklüftende Krankheit, der das älteste der Völker auch als erstes anheimzufallen droht.

Man hat das Rätsel: „Selbsthaß" sich zu leicht gemacht.

Mit billiger Seelenkunde verkünden die Lehrbücher der Psychologie: „Die Menschen zerfallen in Selbstfreudige (Philautoi) und Selbstanbohrende (Misautoi). Und alles menschliche Wirken ist das eine Mal der naive Ausdruck und die unmittelbare Ausdrucksspur unsres *natürlichen* Lebens. Das andere Mal aber stammen unsre Werke und Taten aus unsern Bedürfnissen nach

Ausgleich, Ergänzen und Ausheilen. Sie offenbaren dann nicht, was wir *sind*, sondern was wir sein möchten. Höhenbilder, Sehnsuchtsbilder oder Ideale stehen vor uns, und wir werden nicht mehr froh, bis wir sie an uns verwirklicht haben.“ – Es gab Zeitalter, die mit dergleichen billigen Gegenüberstellungen zu spielen liebten. Sie redeten von dem Gegensatz zwischen „naiv und sentimental“, „unmittelbar und mittelbar“.

Heinrich Heine spöttelte: „Meine deutschen Freunde behaupten, ich sei nicht wie sie ein *naives* Genie, sondern habe nur das bekannte jüdische Talent, immer nur so zu tun als ob. Da ich nun aber die feste Absicht hege, in jedem Augenblicke meines Lebens und bis zu seinem Ende fortzufahren, so zu tun als ob, so hoffe ich, daß im Ergebnis genau das gleiche dabei herauskommen wird, als wenn ich, wie meine Freunde, *naiv* gewesen wäre.“

Die Klage Goethes über das Zeitalter, darin „ein jeder jeden andern hasse und niemand sich oder dem andern etwas Gutes gönne“, weist hin auf das selbe Phänomen. Goethe bezeichnet es gern mit dem griechischen Worte: „Heautontimorumenie“ (Neigung, sich selber zu quälen). Er sagt wiederholt, daß dies Leiden des modernen Menschen darauf beruhe, daß er im Kern „von sich selber schlecht denke“. Das sei aber eine *Krankheit*, die in Zukunft sich weiter ausbreiten werde.

Wie sehr diese Krankheit im jüdischen Volke verbreitet ist, bezeugen zahlreiche Volksworte und Redensarten, wie denn wohl kein anderes Volk eine solche Fülle selbstkritischer, ja selbstironischer Weisheit aufzuweisen hat. Man hört auch heute noch Sätze wie diese:

„Der Jude kann nicht Jontef feiern“ (d. h. er muß sich immer das Leben schwer machen). Oder: „Wo der Goj lacht, da weint der Jüd.“ Sehr viele tiefe Einblicke in den Zusammenhang des Leidens mit dem Geiste, des Wissens mit der Not gehören zum ältesten Erbgut des leidendsten und daher gewitztesten unter den Völkern. „Gott wird nur in den Schwachen mächtig.“ „Wissen ist Leiden.“ „Der Buckel macht witzig.“ „Not lehrt beten.“ Solchen Erkenntnissen gemeinsam ist die Herleitung des Reiches menschheitlicher Werte aus einem *Negativum* des Lebens. Und von dieser Einsicht in das *Negative* ist der Selbsthaß nur der unvermeidliche Schatten.

Kennzeichnend ist eine ebenso alte wie oft erwähnte Anekdote. Ein Ostjude in jüdischer Kleidung macht es sich in einem Eisenbahnabteil bequem, indem er die Füße auf die Polster des gegenüberliegenden Sitzes legt, als ein modisch gekleideter Fremder einsteigt, worauf der Jude seine schmutzigen Schuhe zurückzieht und den Herrn um Entschuldigung bittet. Dieser beginnt ein Gespräch mit der Frage: „Fahren Sie über Pessach auch nach Hause?“, worauf der andere, im Fremden den Stammesgenossen erkennend, die Beine auf die Polster zurücklegt mit dem beruhigten Ausruf: „E soi.“

Diese geheime oder offene Selbstmißachtung verkennt das Große und Schöne gerade darum, weil es aus jüdischem Boden steigt. Als stünde immer noch in Blüte der alte Zweifel: „Was kann Großes kommen aus Nazareth? Wie können Propheten wachsen in Galiläa?“

Der Begriff „jüdischer Antisemitismus“ scheint ein Widerspruch in sich selber zu sein. Aber er ist es so wenig, daß, wenn irgendwo von einem Juden gesagt

wird, er sei ein Rosche (Judenhasser), die andern alsbald rufen: „Das ist echt jüdisch."

Es bedürfte einer langen Untersuchung, um vollständig festzustellen, aus welchen Quellen (fruchtbaren wie vergifteten) diese Neigung zur Selbstverkennung steigt. Hier sei nur darauf verwiesen, daß das erniedrigte Selbstgefühl lange *Versklavter* im Befehliger oder im Verächter den geborenen *Herrn* sieht, während der aus dem eigenen Leidenskreise Entborene auf das unausgesprochene Vorurteil stößt: „Dieser kann nichts Rechtes sein, denn sonst würde er nicht mit uns an einem Tische sitzen." Oder: „Was kann dieser Mann schon gelten; er ist ja nicht anders wie *wir*."

2.

Um aber in den Kern und in die Tiefe der Erscheinung „Jüdischer Selbsthaß" zu blicken, dürfen wir eine gründliche Untersuchung nicht scheuen. Wir müssen uns der folgenden Frage zuwenden: Bei welchen Vorgängen oder in welchen Zuständen pflegt der Mensch die ausgewogene Einheit des Lebens zu *spalten?*. Bei welchen Vorgängen oder in welchen Zuständen ist der Mensch „bruchlos"?

Da dürfte es denn zunächst keine unwichtige Entdeckung sein, daß ein Zwiespalt immer nur im *Wach*zustande gegeben sein kann. Also nur dort, wo das vorbewußte und unbewußte Leben beobachtet und widergespiegelt wird. Jedes Gegenständlichwerden von Erlebnissen setzt schon voraus diesen Akt des „Selbstentfremdens". Ohne eine Spaltung erstens in „Erleben"

und zweitens in „Reflexion *auf* Erleben" würden nicht vorhanden sein Erscheinungen, wie z. B. die folgenden: Urteilskraft, Aufmerken, Witz, Verstand, kritisches Ordnen, Auswerten, Vermögen der Wahl, Wollen, Sichentscheiden. Alles „Meinen" setzt die Zwei und Zweiheit *voraus.*

Dagegen hat „die Zwei und Zweiheit" auch nicht die mindeste Bedeutung im ganzen Umkreis jener Erlebnisse, die man als religiös (im eigentlichen Sinn) bezeichnet, und ebenso nicht für jene rein rezeptiven Vorgänge, die man mit einem hoffentlich bald aus der Sprache verschwindenden, irreführenden Verlehrtenwort „ästhetische" Erlebnisse zu nennen pflegt.

Wir haben sonach zwei Erlebnisgruppen zu unterscheiden. Solche, welche jenseits der „Selbstentfremdung" (d. h. der Subjekt-Objekt-Relation) liegen. Und solche, welche auf dem Fundamente der Selbstverdoppelung (der Subjekt-Objekt-Relation) sich erheben. Die erste Gruppe bezeichnen wir als die religiös-ästhetischen Erlebnisse. Die zweite als die logisch-ethischen. Nur die letzteren sind im engeren Sinn die *„menschlichen"* Erlebnisse.

Wenden wir uns zunächst der *ersten* Gruppe zu. *Warum* denn bilden das Religiöse und das Ästhetische gemeinsam den Gegensatz zum Logischen und Ethischen, also zum eigentlich *„menschlichen"* Leben?

Es gibt in beiden Arten Erlebnis kein Hüben und kein Drüben. Kein Ich und kein Du. Kein Subjekt und kein Objekt!

„Religiöse — Erfahrung — haben" — heißt: *„Eingebundensein* ins Absolute." Es heißt: nicht mehr

einem Kosmos *gegenüber*stehen. Es heißt: über das *Nur*-Menschliche und das *Nur*-Bewußte, über das „Geistige“ und „Sittliche“ hinausgelangt sein und *Anteil* gewinnen an der unermeßlichen Fülle göttlichen Seins[3]).

Von ähnlicher Natur aber sind jene Erlebnisse, welche *vor* allem Wissen um Ding, Ich, Dasein und Existenz uns das „Leben der Dinge“ als unser *eigenes* Leben vermitteln. Vermöge einer Fähigkeit des Ahmens und Einfühlens, welche noch jenseits der Subjekt-Objekt-Beziehung des Bewußtseins verharrt. Anders gesagt: Ästhetisches und religiöses Erleben (mögen sie in ihren Inhalten noch so verschieden sein) sind beide *unmittelbares* Leben. Dieser Unmittelbarkeit ganz entgegen ist das *Wissen* um Lebendiges, welches geist-schöpferisch, aber leben-zerstörerisch dem Lebenselemente *gegenüber*tritt. Erst dort, wo dieses Ablösen des Geistes von den Seelen beginnt, da ersteht auch die Möglichkeit des lebenspolaren *Hasses.*

Wir haben indessen schon bemerkt, daß diese mittelbare und reflektive Einstellung des Lebens zum Leben zwei scharf unterscheidbare Seiten aufweist. Unser „Ich“ kann das Lebenselement auf zweierlei Weise *übermächtigen.* Wissend und wollend.

Das *Wissen* vom Leben ist zwar selber kein Leben, wohl aber bedarf es eines geduldig treuen Nachgehens auf den „Spuren des Lebens“. Wie ein saugender Parasit passiv aufnehmend, haftet das „logische Ich“ auf der Seele und schlürft alle Säfte des Unbewußten auf, um sie zu verwandeln in Gedanke und Form, in die „gewußte Welt wachen Geistes“.

Nicht so das *wollende* Ich! Wie das werthaltende Urteil „Das *soll* sein" verschieden ist von dem feststellenden Urteil „Das *ist* so", so unterscheidet sich das Wollen von dem Wissen. Es richtet und maßregelt! Es nötigt und drängt das Lebendige, sich nach unserm Wunsch und Anbild zu *modeln.* Wissen verödet das Lebenselementare. Wollen aber *verengt* das Element und macht es *menschlich.*

Beide also, die Logik wie die Ethik, bezeugen eine Fähigkeit des Lebens, sich (im Menschen) *gegen* das Leben zu kehren. Kehrt sich unser logisches Ich wider die tragende Seele, so ist das Ergebnis: die „Erkenntnis unser selbst". Vielleicht eine schmerzliche, vielleicht eine entsagungsvolle Erkenntnis. Sicher aber noch nicht ein feindlicher *Eingriff* in das uns angeborene Sein.

Wehe aber, wenn sich das sittliche *Wollen* gegen unser angeborenes Wesen wendet. Dann beginnt das Leiden am Ich, die Selbstmäkelei, die erbarmungslose Kasteiung. Dann siegt der Stolz des Geistes über die Unterwelten der Seele.

Begegnen wir also irgendwo dem Phänomen *Selbsthaß*, dann wird zunächst zu vermuten stehen, daß ein wachend aufmerkender Geist sich zum Tyrannen über das ihn tragende *vor*bewußte Leben aufwarf. Zu zweit aber: daß im engeren Sinne der wollende und wollend wertende Mensch über den logischen und logisch Urteilenden den Sieg davontrug.

Unsre Psychologie der jüdischen Seele wird beide Vorgänge bestätigen.

Die Entwicklung des jüdischen Menschen zeigt erstens eine (verhängnisvolle) Überhöhung des geistig-bewußten

Lebens über das ästhetisch-religiöse. Und zweitens *innerhalb* des geistig-bewußten Lebens ein bedeutsames Vorwiegen des ethisch-wollenden Menschen über den logisch-erkennenden. – Warum aber ist dem so?

Es handelt sich um einen *Sonderfall des allgemeinen Schicksals aller bedrängten, notleidenden, vom Lebenselemente abgeschnittenen Kreatur.* Die Psychologie des Juden ist nur ein besonders einleuchtendes Beispiel für die Psychologie der leidenden *Minderheit.*

Überall muß die Minderheit darauf bedacht sein, sich keine Blöße zu geben. Sie lebt beargwöhnt, wachsam und unter Nachprüfung von seiten ihres kritischen Bewußtseins. Jede bedrohte Gruppe muß auf Selbstbewahrung achten. Daher besteht für sie die Gefahr, daß sie ihre Unmittelbarkeit verliert und in vigilierende Überwachheit hineingerät. Damit aber ist verbunden eine Neigung zu Ironie. Etwas Lauerndes. Ein Danebenstehn. Ein leises Sichselbermißtraun. Indes nicht diese notentborene *Wachsamkeit* ist die eigentliche Gefahr des jüdischen Wesens. Viel wichtiger ist das Vorwiegen jener gespannten Willensenergie, welche schon Goethe am Juden mit folgenden Bemerkungen gekennzeichnet hat: „Jüdisches Wesen: *Energie* der Grund von allem! Unmittelbare Zwecke! Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verriete, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches. Judensprache hat etwas Pathetisches . . ."

3.

Das jüdische Volk durfte nicht vor Bäumen und Wolken betend verweilen. Es durfte sich niemals geruh-

sam hingeben an das Einmalige, Besondere. Immer war es zu kühner Verallgemeinerung verpflichtet. Und immer blasser wurde diese Verallgemeinerung. Der Jude mußte mäkeln und handeln. „Werten" aber heißt: das unmittelbar gegebene Leben vernichten zugunsten und an Hand der aufgegebenen *höheren* Welt. Jeder „Bau am Ideal" mordet Leben. Denn messen wir das Erlebte auch nur am mindesten Hochbild, was kann bestehn? was kann bleiben?

Im alten Israel war die Waage zwischen Freude am Gegebenen und Bau am Kommenden im Gleichmaß. Das Volk zeugte Psalmisten und Propheten. Im neuen Israel aber sind der Psalmensänger des Lebens immer weniger geworden; der Propheten immer mehr. Schließlich hörte man nur noch sehr selten ein Minnelied an die Gegenwart, aber viele Gesänge der Hoffnung oder des Zorns. Ja, man könnte glauben, daß unser Volk sich so lange umgewandelt habe in das Volk des geistig-sittlichen *Wollens,* bis der Jude nicht mehr fühlte, was Religion, was Dichtung ist: Geborgenheit und Seligkeit, Ewigkeit und Ruhe! An Stelle der schönen Lieblinge des Lebens traten feurige Eiferer und wütige Gerechtigkeitsmenschen[4]).

Denn der in Kampf und Leid gestellte Mensch wird die Tat und den Täter, das Handeln und den Händler immer für *höher* erachten, denn alle Seher und Träumer. Und der Jude war immer in den Kampf gestellt. Er kann nicht wie Blume und Kind Dankbarkeit fordern schon dafür, daß er da ist und schön ist. Er muß „*Werte*" schaffen, um vor sich und andern gerechtfertigt dazustehn. Und so über sich hinausgetrieben und

aus sich herausgefallen, wurde er sich selber wertlos, bis ein grauenhaftes Zerrbild erstand, jenem Händler gleich, der, verdorbene Ware verkaufend, seiner Kundschaft zuruft: „Glauben Sie mir, meine *Ware* ist gut; *ich* stinke."

IV

Der Luftmensch — Sechs symbolische Gestalten — Beispiele aus der Gegenwart

1.

Es ist eine herzzerreißende Welt, in die wir treten! Nicht von großen Schicksalen ist auf diesen Seiten die Rede, nicht von glücklichen Menschen, die in die Geschichte eingehn und in vielen Herzen Widerhall finden. Nur von fruchtloser Arbeit und hoffnungsloser Qual bald vergessener Einzelner, die gleichsam auf Telegraphendrähten lebten, zwischen den Völkern schwebten und nur Luftwurzeln schlagen konnten in den Geist.

Aus jedem dieser Einzelschicksale blickt uns traurig an das Antlitz des westeuropäischen Juden. Ein gesichtloses und oft schon verwaschenes Antlitz. Und dieses gleiche Gesicht blickt aus allen Enzyklopädien der Zeit. Aus den Werken des Theaters und des schönen Schrifttums. Es steht auf den Barrikaden. Es kämpft für die Leidenden. Es redet in Deutschland deutsch, in Amerika amerikanisch. Es dürfte in China der beste Chinese sein. Es ist das Antlitz des ahasverischen Menschen, der alles leistet, alles kann, alles befingert, alles begreift und doch

immer in der Angst lebt, das Wichtige versäumt, das Große übersehen zu haben.

Alle Landschaften der Erde haben diesen Menschen ausgespien in das große Sammelbecken „Internationale Kultur". Da hasten sie die Rennbahnen entlang. Sie kennen Arbeit und nichts als Arbeit. Übersteigerer jeder Leistung und Meister jeglicher Kunst! Sie nutzen und vernutzen die durch Jahrtausende vorbearbeiteten Gehirne der Väter und erfreuen sich ihrer Titel und Mittel, bis eine fremde Erde sie verschluckt und auf ihrem Hügel der lügenhafte Stein steht mit einer lügenhaften Inschrift. Denn es gibt keinen Friedhof keines Volkes und keines Glaubens, darin nicht auch Einer der Unsern schliefe.

2.

Ich habe auf diesen Blättern mich zu beschränken! Aus unendlichen Scharen jüdischer Seelen (lauter Einzelschicksal und doch „Schicksal der Menschheit") greife ich sechs symbolische Gestalten heraus. Es sind deutsche Intellektuelle des 20. Jahrhunderts. Denker und Schriftsteller. Sie zeigen – wenn auch jeder auf andere Weise – das tragische Schauspiel eines mittelpunktflüchtigen, gegen sich selber gerichteten Lebens.

Der Leser verkenne nicht die *Liebe* hinter meinen Schilderungen. Er würde das Buch mißverstehn, wenn er in meiner Darstellung des jüdischen Selbsthasses eine *Abneigung* gegen „Abtrünnige" suchen wollte oder auch nur einen Versuch, irgendeine Seele im Judentum festzuhalten oder in das Judentum zurückzuführen. So wie die Welt einmal ist, wird der hier aufgewiesene

Scheideweg zum Scheideweg für Hunderttausende werden. Keinem kann die Wahl erspart bleiben. Jeder muß sich neu entscheiden.

Wenn es aber dem Menschen möglich ist, zu „lieben, die ihn hassen“ (und woran denn sonst kranken die jüdischen Selbsthasser anders als an einer unglücklichen *Feindesliebe?*), nun, dann wird es wohl für uns noch leichter sein, Menschen zu lieben, die sich selber nicht zu lieben vermochten. Es waren bewegte, offenstehende Seelen, Menschen des Übergangs und Untergangs.

Auch der Verfasser hat in seiner Jugend eine Zeitspanne ausschließlicher Hingabe an das „Deutschtum“, ausschließender Abwehr gegen das „Judentum“ durchlaufen. Wo wäre ein die Wahrheit suchender hochgesinnter junger Mensch, der im Zwielicht geboren und in die Wahlklemme zwischen Völker gestellt, nicht die selbe Fraglichkeit ausföchte? Es lebt kein Mensch aus jüdischem Blut, bei dem wir nicht wenigstens *Ansätze* zum „jüdischen Selbsthasse“ fänden. Einige hervorragende Beispiele seien hier angeführt.

3.

Das wuchtigste Beispiel des aus Selbsthaß schöpferischen Juden bringt uns die wahrhaft große Gestalt *Rudolf Borchardts* vor Augen. Eine tragisch umwitterte Gestalt! Ins Wollen verkrampft und kindlich einfach. Denn dieser Mann hat die allerunzweifelhafteste Genialität seiner natürlichen Gaben in den Dienst der verwunderlichsten Unnatur gestellt: Nicht nur als Jude am deutschen Volksleib zu dienen (denn darin läge kein

Widerspruch), nein! mit der eigenen einmaligen Persönlichkeit die leibliche *Wirklichkeit* des besten und reinsten Deutschland als sein Maß und seine Mitte zu verkörpern! Ein Wagnis, vergleichbar dem Unterfangen, ein schönes Naturgebilde im fremden Stoff auf künstlerischem Wege zu übertrumpfen.

Denn wie ein künstliches Parfüm, und sei es aus dem Staub der Gasse gefiltert, die natürlichen Düfte der Blumen weit hinter sich lassen kann, oder wie die im Tiegel erzeugten Farbenspiele die Farbenspiele der Natur längst übertroffen haben, so auch kann das Werk unsrer geistigen Zucht eine zweite, offenbar vollkommenere Natur an die Stelle der ursprünglichen setzen. Durchschauen wir aber die Erhabenheit unsrer geistig-sittlichen Ersatzwelten, darin nicht das Schicksal gebietet: „Werde, der du bist", sondern der alles vollendende Geist vorschreibt: „Ich bin, was ich aus mir mache", dann stehn wir von Stolz und Grauen geschüttelt vor den ungeheuren Taten der menschlichen Eitelkeit. Wir fühlen: Auch im herrlichen Kunstwerke atmet die kleine Lüge. Es ist nicht ein Mangel an Würde, nicht ein Mangel an geistiger oder sittlicher Kraft, was diesen Dichter belastet. Nein, im Gegenteil: er hat durch Würde und durch starke Persönlichkeit, das Schicksal um seine Tragik betrügend, einen geistigen Kosmos vom Wollen her unangreifbar verfestet; aber eben dadurch den Naturgrund hochstaplerisch mißbraucht, gleich einem, der das Material zu seinem Hause dem selben Baugrund entnimmt, der das Haus tragen soll. Er hat mehr verkündigt, als die sich selbst überlassene Natur zu offenbaren vermochte[5]).

Ich könnte auch in den besten Werken von *Hugo*

v. Hofmannsthal, Franz Werfel, Jakob Wassermann den oft verschlungenen Pfaden des „jüdischen Selbsthasses“ nachgehen. Aber ich möchte glauben, daß sogar eine so ehrlich schöne Enthüllung des zwiefachen Lebensgefühls, wie sie in Jakob Wassermanns Schrift „Mein Weg als Deutscher und als Jude“ niedergelegt ist, nur vergleichbar sei jenem quälenden Pfänderspiele, welches vor hundert Jahren unsre Großmütter viel gespielt haben und welches damals das „jeu de bateau“ benannt wurde. Es wurden zwei dem Befragten gleich liebe Personen genannt. Er hatte sich vorzustellen, daß er auf einem untergehenden Schiffe sich befände und nur *eine* der beiden zu erretten vermöchte. Er soll die Gewissensfrage beantworten, welche der beiden er wählen will: Freund oder Bruder, Mutter oder Braut?[6])

Es gibt einen Brief von Berthold Auerbach, dem heute vergessenen Verfasser von Schwarzwälder Dorfgeschichten, den er kurz vor seinem Tode schrieb, als die ersten Wellen der Stöcker-Hammersteinschen Judenhetze ihn erreichten. Er sei deutsch und nichts als deutsch und habe sein ganzes Leben hindurch nur deutsch gefühlt, er sei eine Stimme der deutschen Landschaft gewesen, und nun heiße es zum Beschluß: „Packe dich, Jude, du hast bei uns nichts zu schaffen.“ – So natürlich und so ergreifend dieser Schmerz uns auch erscheint, der Schmerz, von einer geliebten Mutter nicht erkannt und verschmäht zu werden, klarer und würdiger erschiene es mir, der den besten Sohn verschmähenden Mutter auch *die Sohnespflichten nicht zu gönnen.* Möge sie doch spüren, was sie verscherzt und freveInd verloren

hat. So wenigstens wäre heute mein Entscheid. Aber ich kann nicht sagen, daß ich immer diese Sicherheit besessen habe. –

Es gibt denn auch einen Rächer und Richter der Zeit, an dem ich den entgegengesetzten Weg des Kampfes tief begreife und billigen muß: ich meine den unumschränkten Sitteneiferer *Karl Kraus*, das leuchtendste Beispiel des jüdischen Selbsthasses. Karl Kraus ist ein gewaltiger Literat, und er würde ein Literat sein, ganz gleich, was er triebe und wo er sich befände. Aber seine Literatur ist gespeist von keuchendem Hasse gegen Literatur. Er schreibt Zeitung, um Zeitungen zu bekämpfen, und stellt sich in die Mitte der Zeit, um der Zeit zu sagen, wie sehr er sie verachte. Er ist der Meister des Wortes und schafft vom Worte her. Aber er haßt den Frevel des Worts und verbraucht Millionen Wörter, um den keuschen Segen des heiligen Schweigens zu preisen. Wohl in keiner zweiten Gestalt des gegenwärtigen Deutschland offenbart sich der geniale Selbsthaß des sittlichen Menschen in gleich unerlösbarer Tragik, denn hier ward eine schöne und reine Naturkraft an ein zu guter Letzt völlig fruchtloses Werk vertan, von dem nach zwei, drei Geschlechtern nichts übrigbleiben kann als ein Berg bedrucktes Papier. Nicht daß er die Augiasställe der Zeit ausmistete, gereicht dem Herkules zum Vorwurf, aber daß er allen diesen Mist im Erechtheion ausstellte und seine Fackeln anzündete zu nichts und wieder nichts, als um den Kot aufzuzeigen an allen Wegen der Kleinen, vor dem wir uns besser hätten ehren können durch Vorübergehen auf dem Pfade zur Größe. Dieses wäre der *ernsteste* unter den Judenhassern

von heute. An ihm wie an keinem andern läßt sich das innerste Geheimnis des Hasses enthüllen:

Alle die großen Judenfeinde in Deutschland – Lagarde oder Treitschke, Dühring oder Chamberlain – sind Hasser gewesen aus ökumenischem Machtwillen. Sie wollten dem Juden keine geistige Führerschaft verstatten, weil sie selber gar nichts anderes als die geistige Erdführerschaft begehrten. Das war gewiß kein flacher und kleiner Wille! Es kann der sittlichste und geistigste Wille sein. Aber wenn auch in noch so vergeistigter und noch so erhabener Gestalt, ist auch diese Art Natur immer nur eine Abart des *menschlichen Ehrgeiz- und Neidspiels.* Ein Drang nach *Geltung* beflügelt alle diese Bannsprüche und harten Urteile. Die zielverhaftete, idealbesessene Willensart, welche jene großen Denker als die jüdische brandmarken – das eben ist ihre *eigenste* Wesensart . . .

Denn noch nie entfaltete sich ein timonisches Verachten der Welt völlig ohne Eitelkeit; noch nie der geifernde Menschenhaß völlig ohne Selbsthaß. Und könnten wir Einblick gewinnen in die letzte Tiefe des unerbittlichen und puritanischen Sittlichkeitseifers, dann würden wir vielleicht mit Schauder merken, daß noch nie ein großer Menschenverdammer dagewesen ist ohne jene wölfische Sucht des unersättlichen *Ich,* die selbst in einem Dante, Savanorola und Robespierre die Seele und die reine Unmittelbarkeit der Natur zerfraß.

V

Das Leiden des Selbsthasses — Seine drei Wege — Die Heilung

1.

Nun aber stelle ich mich schützend vor den mißborensten und ärmsten Sprößling des Ghetto und richte an die nichtjüdische Welt einige Fragen:

Wißt Ihr, was es bedeutet: dem Boden fluchen, darauf man wachsen muß? Aus seiner Wurzel Gift trinken anstatt der Nahrung? Wißt Ihr, was es heißt: Schlechtgeborensein aus dem Ehebette der Berechnung und der oberflächlichen Selbstsucht? Schlechtgeborgensein, sei es verwahrlost oder sei es verzärtelt, sei es verweichlicht oder sei es verprügelt? Und nun ein Leben lang hassen, ganz sinnlos hassen, den Vater, die Mutter, die Lehrer, die Bildner, alle, die uns nach ihrem eigenen widrigen Bilde gezeugt und geprägt haben, ohne daß wir doch zur Welt kommen wollten, so zur Welt und in eine solche Welt?

Wir haben überall und in allen Völkern das selbe Schauspiel der „Verameisung“ und „Verköterung“, der sinnlosen Vermehrung von Fabrikware der Natur, deren Mehrzahl schlechtgeboren oder schlechtgeborgen ist.

Aber wenn denn auch schließlich in allen Völkern die Mehrzahl aller Personalschicksale mißrät und wenn denn auch schließlich in allen Völkern das Vollkommene und Geglückte selten ist, ein *Volk* ist wie ein großer Strom, der auch alle dunklen Zuflüsse in sich aufnehmen kann, weil er zuletzt doch alles zurückverwandelt in die klare lautere Woge.

Auch der Elendeste atmet als ein Blatt des lebenden Waldes. Sein Volkstum trägt ihn. Eine gepriesene Geschichte nimmt ihn auf. Eine erlaubte Kultur verbraucht auch ihn als einen Klang im Chore der großen Gemeinschaft.

Der Jude steht *draußen*. Sein Volkstum war durch Jahrhunderte ein kleiner stiller See, der immer in Gefahr war, in Sumpf zu verschlicken. Keiner war bei ihm als seine Toten, und deren Sprache hatte er verlernt. Keine Erde trug ihn, keine Geschichte entsühnte ihn, keine Bildung war *seine*; sein Held war: der Dulder.

Wir sprechen alle gern das schöne Wort: „Wohl dem, der seiner Ahnen froh gedenkt.“ Was nun aber soll ein Kind tun, das sich mit Scham abwenden muß von Ahnen, die ohne Verantwortung alle Energien des Geschlechtes ins Leere verspielend, ihn, den Enkel, als einen *Zufall* ins Leben warfen? Ein solches Kind, ringsum von Gemeinem und Unzulänglichem umschränkt, verbraucht seine armen Kräfte an das gehässige Zerren wider unlösbare Ketten.

Man lehrt uns immer „Gemeinschaft“. Man sollte Einsamkeit lehren. Denn Gemeinschaft sucht jeder ohnehin. Einsamkeit ist die Sache der Seltenen. Es ist wohl mög-

lich, daß ein Mensch die Gemeinschaft, in der er geboren und erzogen wird und durchs ganze Leben verbleibt, aufs tiefste *haßt,* dennoch aber völlig unfähig bleibt, jemals sein Privatschicksal von dem Gemeinschaftsschicksal abzusondern.

Es gibt zahllose Juden, die beständig wider „Kille und Mischpoche" hadern und dennoch nach dem schrecklichen Volkswort leben: „Bind mir die Händ' und bind mir die Füß', aber werf mich in die Familie." Wie ist das zu erklären? –

Was denn würde den Entwurzelten auf der *Gegenseite* erwarten? Er hätte insgeheim das schmachvolle Bewußtsein zu ertragen: „Eigentlich gehöre ich nicht hierher. Sie sind hier zwar auch nicht besser als ich es bin, sie leisten auch nicht mehr als ich leiste. Aber eines haben sie, was mir offenbar mangelt: *Sie lieben sich selber.*"

Wie kommt es, daß alle Menschen sich selber lieben, und nur der Jude liebt sich selber so schlecht? Wäre er unter Leidensgenossen, so wäre er im Zusammenbruch unter seinesgleichen. Aber er ist im schwersten Schicksal *allein.* Dann aber kommt mit anwachsender Selbsterkenntnis früher oder später und meistens entsetzlich früh, die grausame Stunde, wo der frevelhafte Kampf der Pflanze wider ihren *Boden* umschlägt in eine bittere Selbstzerklüftung.

Kann denn ein Wunder geschehn? Sollen Rosen wachsen aus dem Sumpfe? Hat je Lorbeer geblüht in der Wüste?

Du bist verpfuscht. Für dieses Leben und so für immer. Und so bleibst du. Und so nach Sternengesetz sollst

du dich erhalten. Warum denn soll ich mich erhalten, da ich mich nicht liebe?

Und wenn du schon die andern nicht ertragen kannst, wie dann erträgst du dich selber? Denn im Spiegelbild der Umgebung siehst du jede deiner Schwächen vertausendfacht. Zerschlage den Spiegel, du zerschlägst nicht das Bild. Die du verdammst, sind das Leben deiner Brust.

2.

Welche Auswege bleiben dem so Beladenen? Ich sehe ihrer drei.

Erstens: Es ist möglich, daß just der fehlhaft Geborene zum Weltrichter wird. Er wird Zuchtmeister, Eiferer, Sittenforderer, Bußprediger. Denn es gibt eine Kraft des Ethos, die nur steigen kann aus einem verdorbenen Blute. Dieser Moralismus martert die Nächsten (die zugleich die Fernsten sind) mit erhabenen Forderungen, die sie nicht erfüllen können. Ja, die in den meisten Fällen auch der Prophet selber nicht erfüllt. Er steigert sich am Geiste aus sich selbst hinaus. Er steigert sich auch über die ungeliebte Welt hinüber. Das geht, solange er im *Geiste* lebt. Aber wehe! wenn er von seinen Flügen zu Boden stürzt. Er ist kein Antäos, der, wenn er die Mutter berührt, immer doppelte Kraft zum Fluge davonträgt. Er ist nur ein bewegter Ball, vom Schicksal geschleudert. So oft er die Erde berührt, wird sein Schwung gelähmter, bis er zuletzt an der verhaßtesten Stelle liegenbleibt. Zweifler, Verzweifler, am Geiste verbraucht! Und dann entdeckt er, was er nicht sehen wollte: „Ich bin ein Gleichgewichtloser, der sich

selber ausglich. Ein Priester, der aus seiner Not eine Tugend machte. Ein Verlogener, der seine Lücken mit Idealen stopfte. Ein Anbrüchiger, der seine Unlust an sich selber wider andere kehrte. Ein Schwindelnder, der im Äther lebt, weil er auf der Erde keine Stelle kennt, wo ihm nicht ekelt vor Mensch und Erde." –

Dieser Weg also endet im *Seelentod.* – Nun der zweite:

Der *zweite* Weg – edler und größer als der Weg der Weltrichter und Propheten – kehrt alle Stachel ausschließlich gegen das eigene Herz. Du sprichst die andern frei. Du wirst dein eigener Richter und Henker. Du liebst das Fremde mehr als dich selber. Du schenkst gläubig ganz dich dahin. An den Freund, an die Geliebte . . . Wehe dir!

Du hast dein Herz zum Schemel gemacht, also wird es zertreten werden. Je mehr du gibst, um so sicherer wirst du verbraucht. Ohne Dank verbraucht, weil ohne Sehen.

Du kehrst deine Waffen gegen dich selbst. Du zeigst dem Freunde, wie du verwundbar bist. Unseliger! Er wird dich eines Tages morden mit den Waffen, die du selber ihm gabst. Rede von dir schlecht, es kommt sicher ein Tag, wo auch die Geliebte das gebrauchen kann. Gegen dich gebrauchen. Sei Menschenschinder, und die Menschen werden dich verehren. Sei Wüterich, und sie werden dich ehrlich lieben. Aber mache dich zum Lamm, und die Wölfe werden dich fressen.

Biete dich zum Opfer dar – gut und wohl! sie werden dir die Hände küssen und sodann das Schlachtfest feiern. Die du am tiefsten liebtest, werden dich schlach-

ten. Und sie werden ihre Tat nie erkennen. Also nie bereuen. Und wär's eine Schurkentat, die verächtlich machen sollte für Zeit und Ewigkeit. Sie werden immer Gründe haben, sich zu segnen. Sie opfern dich in guten Treuen. Denn wer sich nicht selber genug liebt, den liebt niemand. Und niemand erbarmt sich.

So endet dieser zweite Weg. In Schlimmeres als Seelentod. Es bleibt der *dritte:*

Die große Wandlung gelingt, jede „Mimikry" gelingt. Du wirst „einer von den andern" und wirkst fabelhaft echt. Vielleicht ein wenig zu deutsch, um völlig deutsch zu sein. Vielleicht ein wenig zu russisch, um völlig Russe zu sein. Und gerade weil dir das Christliche noch so neu ist, stellst du es etwas zu geflissentlich heraus. Aber immerhin: Nun bist du geborgen. Wirklich?

Dein Leichnam ist geborgen. Du bist tot. Mit deinem Zwiespalt bist du gestorben. Du gingst den Weg des Selbstmordes zu Glück und Ruhm. Aber zutiefst in deiner Seele weinen Millionen Tote, und die Toten sind mächtiger als all dein Glück und Ruhm.

So wären denn *alle* Wege vergeblich. Was soll geschehn?

3.

Laßt uns vor allem die Wahrheit suchen, die grausame Wahrheit! Unsre Wunde kann entweder überhaupt nicht genesen, oder sie heilt im Licht. Bist du schlechtgeboren oder schlechtgeborgen, lastet auf dir die Schuld der Väter oder die Schuld der Fremden oder eigene Schuld, versuche nichts abzuhandeln, nichts zu beschönigen, nichts zu vergolden.

Sei was immer du *bist* und vollende in dir das jeweils Bestmögliche. Aber vergiß nicht, daß schon morgen du und diese ganze Menschenwelt verwest und wieder anders ist.

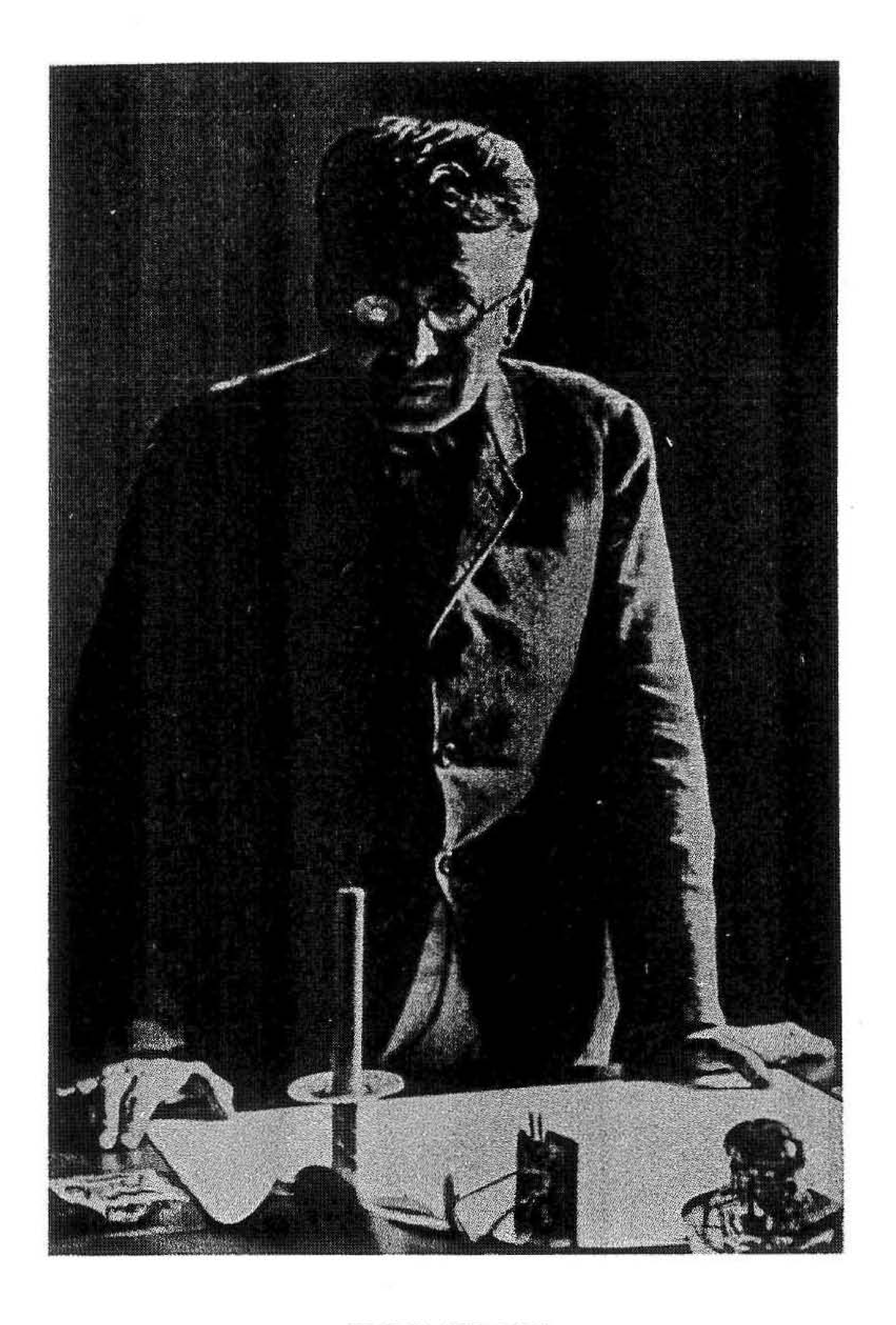
Kämpfe, ja kämpfe unaufhörlich. Aber vergiß nicht, daß *jedes* Leben, auch das schadhafte, auch das verbrecherische, Liebe benötigt.

Kein Wesen kann mehr, als sich erfüllen, so gut und solange Boden, Witterung und Klima das zulassen.

Wir nehmen alle unser Dasein viel zu wichtig.

Wer du *bist?* Sohn etwa des fahrigen Handelsjuden Nathan und der trägen Sarah, die er zufällig besamte, weil sie ihm genug Geld in die Ehe brachte? Nein! Juda Makkabi war dein Vater, Königin Esther deine Mutter. Von dir, von dir allein aus geht die Kette, wenn auch über noch so schadhafte Glieder, auf Saul und David und Moses. – Sie sind in allen und immer gegenwärtig. Und waren seit je und können morgen wieder sein.

Trägst du ein belastetes Erbe, gut! Entlaste dein Erbe. Deine Kinder werden dir verzeihn, daß du deiner Eltern Kind warst. Betrüge nicht dein Schicksal. Liebe dein Schicksal. Folge dem Schicksal. Und folge auch in den Tod. Getrost! Durch alle Höllen unsres menschlichen Ich gelangst du immer wieder in den Himmel deines Selbst. Zu deinem ewigen Volke.



KARL KRAUS

SECHS LEBENS-GESCHICHTEN



OTTO WEININGER



ARTHUR TREBITSCH

(Nach einer Aufnahme aus dem Jahre 1906)



MAX STEINER

(Nach einer Aufnahme aus dem Jahre 1903)



WALTER CALÉ



MAXIMILIAN HARDEN

I

Paul Rée

Paul Rée, ein junger Liebhaber der Künste und Wissenschaften, unabhängig und aus reichem Hause, kam im Februar 1874 in das kluge und behäbige Basel. Die Stadt, ehrenfest und gesittet, erschien ihm wie geschaffen für die nüchterne Trunkenheit eines freien Geistes. Er badete im Rhein, er machte an den sonnigen Ufern, seiner Gewohnheit gemäß, tagelange Spaziergänge, er erfreute sich des Umgangs der würdigen Professoren. Und er fand einen Freund, ohne dessen weltumfassende Wirkung wir heute wohl kaum noch von dem Dasein eines Paul Rée etwas wissen würden. –

Es ist ein gewagtes Unterfangen, das Leben und das Werk Paul Rées zu schildern. Denn außer einem Buche aus 211 Paragraphen, welches nach seinem Tode von ehrfürchtiger Hand unter dem Titel „Philosophie" herausgegeben wurde, ist nichts von ihm auf die Nachwelt gelangt. Wir kennen wohl die Spuren seines äußeren Lebenswegs; es leben noch manche, die sich erinnern, wie er ausgesehen hat, wie er geschritten ist, wie er gesprochen hat. Aber Manuskripte, Briefe, Bilder, Tagebücher hat er vernichtet. Er wollte mit geschlossenem

Visier durchs Leben gehn und ist aus dem Leben geschieden, ohne das Visier zu öffnen. Er war ein menschenscheuer Schweiger, und seine Entwicklung erscheint uns als ein Vorgang wachsender Vergletscherung[7]).

Die ihn gesehen haben, schildern ihn als einen schönen und vollkommenen Menschen. Er habe eine hohe Gestalt gehabt, ein dunkles Haupt, reine Stirn und tiefe, sinnende Augen. Er war ein männlicher Mann und erschien harmonisch und ausgeglichen.

Einer seiner Bekannten, der Soziologe Ferdinand Tönnies, gibt von Paul Rée die folgende Schilderung: „Ich habe Rée gekannt und geschätzt als einen ungewöhnlich feingebildeten und sinnreichen Menschen. Durch die ruhige Sicherheit seines Auftretens, die gelassene, ja sanfte Art seiner Rede hatte er etwas Imponierendes, war auch bei näherer Bekanntschaft durchaus gutmütig und liebenswürdig. Seinen sachte ironischen Humor kehrte er ebensooft gegen sich selber wie gegen andere; kleine Bosheiten wußte er in verbindliche Formen zu kleiden. Er war im Grunde bescheiden, hatte aber ein großes Vertrauen in die Richtigkeit seines Denkens, weil er sich für einen der sehr wenigen ganz unbefangenen Denker hielt und weil er wirklich über gewisse wesentliche Probleme unermüdlich, Monate, ja Jahre lang nachdachte. Er wollte ganz außerhalb des Lebens stehen, um es sicherer zu beobachten. Von der Nichtswürdigkeit der Menschen, von der Nichtigkeit des Wähnens, das sie gefangen halte und auch die scheinbar Freien immer wieder gefangennehme, war er tief durchdrungen. Man ist versucht, es Menschenhaß zu nennen, was sich in seinen frühesten wie spätesten Aphorismen

kundgibt, aber es ist mehr der Stolz des Erkennenden, was sich darin ausspricht . . . Rée liebte das Gespräch, er wurde aber leicht stutzig, er ließ dann seine tiefliegenden lebhaften Augen wie zweifelnd hin und her gehn und half sich aus der Verlegenheit gern mit einer scherzhaften Wendung: „Die Kunst der Unterhaltung ist schwierig. Wenn man spricht, so langweilt man den andern, wenn man zuhört sich selbst." Auf den Straßen einer katholischen Stadt – wir waren eine Zeitlang in Innsbruck zusammen – wurde er für einen Priester gehalten. Die Kinder drängten sich an ihn, ihm die Hand zu küssen. Sein großes bartloses ernstes Antlitz, der lange schwarze Rock, sein langsamer Gang konnte diese Meinung wohl aufkommen lassen. Die tiefe innere Vereinsamung, die düstere Ansicht des Lebens, die Härte eines männlichen Individualismus, hatte er mit manchem Priester gemein. An Schopenhauer erinnerte er in einigen Zügen."

Paul Rée war am 21. November 1849 als der zweite Sohn eines reichen Gutsbesitzers auf dem Landgute Bartelshagen in Pommern geboren. Die Familie des Vaters stammte aus Hamburg, die Mutter Jenny Jonas aus Schwerin. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch Hauslehrer. Dann siedelte die Familie um der Kinder willen nach Schwerin über, und mit einigen Unterbrechungen – in Berlin und in einer Privatschule in Ludwigslust – besuchte Rée das Gymnasium Fridericianum in Schwerin, machte dort Michaelis 1868 die Reifeprüfung und ging nach Leipzig, um auf den Wunsch seines Vaters Jura zu studieren. 1870 genügte er seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger, aber während dieser

Zeit brach der Krieg aus und Rée kam als einer der ersten ins Feld und wurde bei Gravelotte verwundet. Nach der Heimkehr aus dem Kriege nahm er seine Studien wieder auf, ging aber unter dem Einflusse Schopenhauers bald zur Philosophie über. Er war ganz erfüllt von jener damals noch ungewöhnlichen Betrachtungsweise, die man heute an den Universitäten „Psychologismus“ nennt, womit gemeint ist jene auf englischem Boden gewachsene, von Bacon bis Mill mächtig gewordene Philosophie, welche jedes Phänomen auf eine Frage der Seelenverfassung oder richtiger gesagt auf Gesetze und Verhaltungsweisen der weltfundierenden *Bewußtheit* zurückzuführen versucht. Für diese Richtung des Denkens sind auch die Kategorien der Logik und die Axiome der Mathematik zurückführbar auf eine Wissenschaft von den biotischen Untergründen. Somit steht hinter jeder Wahrheit eine Lebensnotdurft. Irgend etwas „Allzumenschliches“. –

Die Baseler Professorenwelt, die den jungen Gelehrten, von dem bisher nur ein kleines Heft „Psychologische Betrachtungen“ anonym erschienen war, mit Wohlwollen aufnahm, erschien dem Weltmanne ein wenig altfränkisch. In drei benachbarten Häusern saßen, über ihre Bücher gebeugt, drei leuchtende Geister: Johann Jakob Bachofen, Jakob Burkhardt, Friedrich Nietzsche, brüteten zu gleicher Frist über dem selben Rätsel der metaphysischen Ur-Spaltung, benannten ihre Gesichte mit fast den gleichen mythologischen Formeln und wußten doch nicht der eine vom andern.

Der junge Rée empfand sich als einen freizügigen Mittler und Vermittler. Er nannte sich gern Botaniker

der Zeit. Er besuchte, ein rastloser Wanderer, Landschaften und Berge, Städte, Menschen, Büchereien, Museen und Kirchen; er lauschte, blickte und schwieg (denn er war gleich Nietzsche ein auf gute Lebensform haltender Geist), und fand Menschen und Dinge immer ein wenig komisch, ein wenig tragisch, ein wenig verächtlich. Seine Lebensart war die eines vornehmen Fremden, der mit liebenden Augen durch die Welt fährt, freudig aufnimmt und freudig aussäet, aber nirgends sich verwurzelt und nie ganz mit dazu gehört.

„Ich habe eine neue Methode", so sagte er. – „Sämtliche Inhalte des Lebens, vor allem aber die Sitten und Ideale der Menschen beobachte ich auf ihre geheimen Triebfedern und Hintergründe. Es steht hinter allen Bereichen des menschlichen Geistes zuletzt doch nur unsre arme Menschlichkeit, und wenn ein Satz als wahr gilt, wenn eine gute Tat geschieht oder wenn ein Bild als schön einleuchtet, so brauchen doch darum die unbewußten Vorgänge, in denen das Wahre, Gute und Schöne gewurzelt ist, nicht auch selber wahr, gut oder schön zu sein."

Paul Rée lebte jene Philosophie, die späterhin Friedrich Nietzsche die „Philosophie des Vormittags" oder die „Fröhliche Wissenschaft" genannt und in seinen Büchern „Der Wanderer und sein Schatten", „Jenseits von Gut und Böse" und „Menschliches – Allzumenschliches" geschildert hat. Denn der um fünf Jahre jüngere, damals dreißigjährige Nietzsche wurde zunächst zum Schüler Paul Rées.

Die erste Begegnung zwischen den beiden Philosophen erregte in beider Seelen frohes Erstaunen. „Wir fanden

einander", so schrieb Nietzsche an einen andern Freund, „auf gleicher Stufe vor; der Genuß unsrer Gespräche war grenzenlos; der Vorteil gewiß sehr groß auf beiden Seiten." Rée arbeitete zu jener Zeit an seinem Werk über den Ursprung der moralischen Empfindungen. Nietzsche war noch Romantiker im Banne Arthur Schopenhauers und Richard Wagners, „ein verehrend gläubiges Tier", wie er sich dem Freunde gegenüber nannte. Aus Rées Hand empfing er das diamantscharfe Skalpell, das er bald besser als Rée selber zu handhaben lernte, das haarspaltende Messer der Psychologie. Rée aber verspürte in dem noch ein wenig unflüggen jungen Gräzisten die Schwungkraft der Phantasie, den schöpferischen Überschwang, den er selbst nicht hatte und davor seine überlegene Scharfsichtigkeit ihm nur vernüchternd, ja in den stillsten Stunden arm und verbrecherisch erschien. Aber da sie beide keusche und herbe Naturen waren, so redeten sie monatelang umeinander herum, und als sie schließlich einander zu ergänzen begannen, da zuckte bereits jener tragische Blitz, der ihrem Bunde jäh das Ende brachte.

Das war Sternenverhängnis. Denn wäre der Brückenschlag gelungen, so wäre dem einen der Untergang in der Nacht des Wahnsinns, dem andern der freie Tod erlassen worden

Damals aber in dem kurzen Jahr, da dieses Band dauerte, glaubte jeder im andern seinen Traum von Freundschaft erfüllt zu sehn, einem Freunde, der zugleich Führer und Vorbild ist. Jeder liebte den andern mehr als sich selbst. Nietzsche nannte diese kurze Periode „die Zeit meines Rée-alismus", und Rée war damals

bereit, Jünger und Apostel Nietzsches zu werden. Nietzsche war von den beiden der zartere, aber aus kühlerem nordischen Stoff. Rée, warm und weich, war die primitivere, heißere Natur. Der eine hatte eine mädchenhaft sensitive, aber kalte, sehr ichbezügliche Seele, der andere eine mütterlich hingegebene, allzu „altruistische". Reizbarer mithin war Rée, Nietzsche sowohl empfindsamer wie folgerichtiger. Herb und verschlossen beide.

Für einen flüchtigen Beobachter schien Nietzsche der nehmende und empfangende Teil zu sein; er nannte den männlicheren Rée seinen Führer. Aber diesem klang das wie Hohn, denn er fühlte genau (wenn er späterhin auch das nicht wahr haben wollte), daß der frauenhafte Freund doch dauerhafter und stärker sei. Er wußte im voraus, wie es denn auch später gekommen ist: „Die Saat wird herrlich aufgehn, der Säemann bald vergessen werden."

Zwei ungleiche und doch verwandte Naturen wollten zusammenklingen. Aber ein finsterer Dämon stand zwischen ihnen und türmte den Damm, der sie schließlich trennte.

Immer schwang um Rée ein unausgesprochenes Geheimnis. Irgendein Gefühl war in ihm eingeklemmt und nicht auflösbar, weder durch die Mittel der Weltverachtung noch durch lächelnden Humor.

Er war Jude. Aber zweifelhaft ist, ob Friedrich Nietzsche das gewußt hat. Denn Rée gehörte zu der wunderlichen in jenen vorzionistischen Jahren sehr verbreiteten Art junger Juden, die, völlig abgelöst von Überlieferung und Ritus, das Bewußtsein ihrer jüdischen Herkunft wie ein heimliches Gebrechen hüten, als sei das ein Zucht-

häuslerzeichen oder ein sie entstellendes Muttermal. Und doch fühlen sie andrerseits zu vornehm, um einen Makel an Juden und Judentum zu ertragen, ohne sich selber mit einzubeziehen.

Dieser wohlgeratene junge Forscher scheute an diesem Punkte jede Aussprache. Er wurde beunruhigt, sobald das Gespräch an seine wunde Hautstelle rührte. Nur ein einziges Mal hat er den Panzer des Schweigens zerbrochen, als er zu einem geliebten Mädchen von seiner Abkunft sprach, und der Ausbruch seiner Klage über den Fehl seiner Geburt war so erschütternd und zugleich so unbegreiflich, daß nach mehr als einem Menschenalter die solcher Preisgabe Gewürdigte sagte, sie habe in einen Abgrund geblickt, dessengleichen sie nicht wiedersah. –

Die geheime *Selbstquälerei* ist nun aber die Wurzel jenes durch Paul Rée angeregten, auf dem Umwege über die gewaltigen Wirkungen Nietzsches zum Bestande der Bildung Europas gewordenen „Psychologismus“. Bevor wir die persönliche Leidensgeschichte Paul Rées betrachten und ihren Fortschritt bis zur heillosen Verstarrung verfolgen, müssen wir uns klar werden über den Zusammenhang der modernen Psychoanalytik mit dem jüdischen Selbsthaß.

Es liegt mir fern, zu behaupten, daß die heute herrschende Art von Seelenchemie ausschließlich das Werk jüdischer Intelligenzen sei. Wenn wir aber bemerken, daß die von Paul Rée angeregte sogenannte „psychoanalytische Methode“ auf Umwegen über die Formeln Nietzsches, welche heute zum Bestande der allgemeinen Bil-

dung geworden sind, zuletzt eingemündet ist in gewisse jüdische Begabungen, und wenn wir bemerken, daß in den Schulen von Sigmund Freud und Alfred Adler und anderen Psychoanalytikern diese psychoanalytische Richtung zuletzt zur literarischen Mode wurde (wobei die führenden Köpfe vielleicht ihrer Abhängigkeit von Nietzsche gar nicht bewußt geworden sind, so wenig wie sie je gewußt zu haben scheinen, daß die Schule Herbarts und später die von Theodor Lipps den gesamten Begriffsapparat der heutigen Psychoanalyse schon längst besessen hatte), wenn wir des Ferneren wahrnehmen, daß die Psychoanalyse ihren Nährboden fand in bestimmten Kreisen des westeuropäischen gebildeten Judentums, so werden wir diesen Zusammenhang doch nicht für zufällig halten. Wir können an dieser Stelle nur eben andeutend auf den Zusammenhang ein Licht fallen lassen[8]) . . .

Der Baum blüht. Die Blume verströmt Düfte. Der Vogel singt. Der Mensch liebt, dichtet, phantasiert, betet. Wollte man die Natur befragen: *Warum* dies alles geschehe, so würde die Antwort der Natur immer nur lauten: Es geschieht aus der Überfülle des sich erfüllenden, sich hinschenkenden, sich fortzeugenden, schönen, starken, reichen Lebens.

Ganz anders aber lautet die Antwort von seiten des deutenden Geistes, insofern Menschengeist, wollend oder denkend, wertend oder urteilend, immer linear und intentional *gerichtetes* Leben ist. Dieses ziel- und zweckgerichtete Leben kann aber auf die Frage nach dem Warum? immer nur antworten an Hand der Kategorie „Kausalität", deren vitales Korrelat nichts anderes ist als

der Widerspruch, die Stauung, die Not und der zu entwirkende *Notstand.*

„Erklärt" ist für uns ein Phänomen dann, wenn wir seine Notwendigkeit begriffen haben. Diejenige Menschenschicht aber, welche wissenschaftlich arbeitet, praktisch und nutzbar, gibt sich nur selten Rechenschaft darüber, daß das Zurückführen der Phänomene auf Notstandsreihen eben zur Natur alles praktisch und faktisch eingestellten Erklärens gehört. Und so glauben philosophierende Dilettanten naiv immer wieder, etwas Wesentliches, etwas Neues gefunden zu haben und zu lehren, wenn sie Phänomene wie Schönheit, Liebe, Traum, Religion, Überschwang, Ekstase, Genialität, Phantasie, Bildschau und schließlich gar das Lebendige überhaupt „zurückführen" auf irgendeine Sorte von Notstand und Entwirken von Stauungen und Störungen.

Der Baum blüht . . . „Aus Angst vor dem Verdursten und zum Zwecke der Nahrungsaufnahme."

Die Blume duftet . . . „Um Insekten heranzulocken und zum Zwecke der Pollenbestäubung."

Der Vogel singt . . . „Um einen Brunstzustand abzureagieren und ein Weibchen zu locken."

Die Menschenseele betet, liebt, glaubt, träumt, bildet . . . „Aus irgendeiner banal verständlichen Sorte von „Verdrängung", „Kompensation", „Überkompensation", „Sublimierung", „Ausgleichsbedürfnis", „Notstandsreaktion". –

Wo immer das eigentliche Wunder des Lebens und seine Erfahrung *mangeln* (unter „Erfahrung des Lebens" verstehe ich freilich nicht das, was vielbeschäftigte Rechtsanwälte und Nervenärzte ihre „Lebenserfahrung"

nennen), da wird die Notstandsforschung einer teleologischen Denkart zur verräterischen Symptomatik der biotisch bereits niedergehenden und sich selber zweifelhaft gewordenen Rasse.

Wo ein Volk blüht, wo die Natur schöpferisch sich erfüllt und sich nicht im Geiste gegen sich selber kehrt (denn hinter jeder Psychoanalytik liegt die schwer aufzugrabende Wurzel des moralischen „Selbstverachtens"), da ist das Wunder – das *Natürliche.*

Träumen, Glauben, Eros, Musik, Schönheit, Ekstatik, Genialität sind weder fragwürdig, noch ableitbar, noch problematisch. Sie sind wie alles Schöne, mit einem Worte Indiens gesprochen, „das Wollustwesen des Lebens selbst" (ânandamâya âtman). Sie gehören durchaus nicht wie das Ethische oder wie das Logische in die Reihe der *Werte.* Schönheit ist Ausdruck lebendigen Wohlgelingens. Entschwert, schwerelos, selig in sich, in sich selber froh.

Wo nun aber die Naturverbundenheit locker, die Substanz schwach, das Lebensgefühl in sich selber abgedrängt wird, da gewinnen alle Wunder des Lebens den Charakter des Ableitbaren und Erklärungsbedürftigen. Eros, Glaube, Genie erscheint nun nicht unmittelbar als ein selbstverständliches, sich erfüllendes, *freies* Leben, sondern als der Notausgang einer bedrohten oder bedrohlichen Situation. Also als ein Ziel-, Handels- und Erfolgsphänomen. Jetzt übermächtigen die unphilosophischen Köpfe die Philosophie: praktische Ärzte, Pädagogen, Pragmatiker, Seelsorger, alle, welche *kausalgenetisch* eingestellt sind auf das Machen, Verbessern, Zustandebringen. Ja, jetzt können Amerikanismen

des Denkens aufkommen, wie die als „Individualpsychologie" bezeichnete moderne Seelenführung, deren ganze Weisheit und Interesse an Weisheit doch zuletzt hinauskommt auf die eine Frage: „Wie habe ich *Erfolg?*" Es ist die im Kerne unfruchtbare, entlebendigte und vernüchterte Seele, die in diesem Erklärertume schwelgt und nun die freilich völlig unbestreitbare Nützlichkeit und Verwendbarkeit ihrer übrigens erlernbaren Methode gewürdigt sehen will als Beweis für die Wahrheit und Richtigkeit aller Notstandserkenntnis.

Wenn der Leser jemals über eine „Psychoanalyse der Psychoanalyse" nachdenkt, so muß er auf folgenden merkwürdigen Tatbestand stoßen. Daß eine analytische Psychologistik *möglich* wird, das ist *selber* ein „Problem der Seelenkunde". Gehen wir aber *diesem* Probleme nach, dann finden wir, daß wo die Lebenskraft einer Rasse erschöpft ist, Religion sich *immer* umwandelt in Ethik. Daß mythisches Schöpfertum sich *immer* umwandelt in Theologie. Daß kosmischer Eros sich *immer* umwandelt in „libido". Und daß eine ungeheure Verödung der lebendigen Seele sich kundtut in freigeistigen Theoremen, welche Mythos und Eros und alle außermenschlichen und außerwachen Wirklichkeiten „zurückführen" auf die *eine* menschliche Not und Notwendigkeit, welche für unser zweckerfülltes Wachen und Handeln freilich ausschließlich treibend und aufschlußreich ist.

Eine Seelenkunde also, deren Kernpunkt es ist: jede positive Bewährung des Lebens aus einem „wunden Fleck" begreiflich zu machen oder umgekehrt in jedem

wunden Fleck den Ausgangs- und Quellpunkt für Ausgleiche oder Überbauungen zu studieren, eine solche Psychologie deutet hin auf ein selber verwundetes oder doch verwundbar gewordenes Menschentum. Auf die Pathognomik der vital geschwächten, an sich selber irre gewordenen Volkheit. –

Warum denn nun aber, so könnte man fragen, ist eine solche Psychologik zur herrschenden Mode eines *Zeitalters* geworden? Wie kann höchste Begeisterung erwecken, was doch als Symptom absinkender Schöpferkraft zu betrachten wäre. Die Antwort läßt uns einen tiefen Blick tun in die Psychologie des jüdischen Selbsthasses.

Es gibt kein Überlegenheitsgefühl, das auch den nüchternsten Menschen in jeder Lebenslage so beruhigt, es gibt keine Sicherheit, die so stark uns macht wie das Wissen: „*Wie es gemacht wird!*"

Das Wissen, aus welchem Miste die Rose gewachsen ist und ihres Wachstums Kräfte bezieht, das Wissen, dank Anwendung welchen Mistes wir Rosen züchten können, tröstet uns billig über das Bewußtsein hinweg, daß wir selber weit minder schön als eine Rose blühen und uns erfüllen müssen. Eine bis zum Frevel wachsam wissende Zeitgenossenschaft sitzt vor den Wundern des Zauberspiels mit der Ueberlegenheit eingeweihter Auguren. Sie können zwar nicht selber das Schauspiel aufführen, aber sie lächeln einander zu bei jedem Mirakel, das die Einfalt verdutzt und zu Beifall hinreißt. „Kunststück! Wir waren ja *hinter* den Kulissen! Wir kennen die Tricks! Wir haben auch für dieses Wunder das richtige griechisch-lateinische Kennerwort. Ja, wir wissen,

wie's gemacht ist und wundern uns *nicht.*" So preisen sich die Abbauer der Ehrfurcht. Aber was sie *nicht* wissen ist dies:

Alle die Klugen sind ungeheuer verdummt! Sie halten den gelben Fleck in ihrem Auge für die Quelle der Sehkraft. Sie erklären die Flut des Lebens aus Restbeständen, die diese Flut in dürren Seelen zurückläßt. Wenn das Wasser verkocht ist, dann hinterläßt es starre Kalksteine. Diese zurückgelassenen Steine erforschen sie. Und sie erläutern diesen ihnen einzig bekannten Lebensniederschlag als den Hervortreiber, als die Motorkraft für alle großen Lebensereignisse. Für sie ist nicht etwa das bißchen armseliger „Sexus" letzter Rest aus religiösem, metaphysischem Urschoß, nein umgekehrt: Religion und Metaphysik sind „Sublimierungen" von – Kesselstein. Das versteht das Publikum; das kann jeder bestätigen.

Wir wollen nunmehr im Schicksale Paul Rées den Vorgang studieren, den wir bereits als „Vorgang der Vergletscherung" bezeichnet haben. Es ist das selbe Schicksal, dem das westeuropäische Judentum zu verfallen droht.

Wir wollen das Ende betrachten einer analytisch-genetischen Seelenwissenschaft, die die Hintergründe weiß, aber nicht mehr träumt, nicht mehr an Magie und Götter glaubt und das große Siechtum lebenzeugender Wonne „kompensiert" sieht durch den ungeheuren *Fortschritt* der klügsten Rasse der Erde, als welche eine geistige Ersatzwelt schafft an Stelle der biblischen Wunder: die Wissenschaft, die verödende; die Willenschaft, die verengende. *Denn jeder Fortschritt an*

menschlicher Erdbeherrschung und Technik bringt ein natürliches Wirkteil und Wunder zum Verschwinden. – So verflackert das herrlichste Volk, für welches die unaufhörliche Begleitvorstellung „Ich bin Jude“ nicht sein beseligendes Glücksschicksal, sondern sein treibender Stachel und schließlich gar seine lebenmindernde Zwangsvorstellung geworden ist.

Wir wollen diesen Vorgang kennenlernen am Falle Paul Rée. Wir wissen freilich wenig von dem persönlichen Verlauf des vereisenden Prozesses, denn der Kranke versuchte eine Gefühlsballung zu überwinden, wie ein Organismus einen Fremdkörper überwindet, indem er ihn verkapselt und verhärtet und dann als tote Insel liegen läßt inmitten gesunden Gewebes.

Nachdem sie im August 1876 die Festspiele in Bayreuth gemeinsam besucht hatten, machte sich bei Nietzsche, der seit 1871 erkrankt war, ein wachsendes Augenübel bemerkbar. Die Ärzte in Basel rieten zu einjährigem Urlaub und Aufenthalt im Süden. Man beschloß, den Winter 1876 gemeinsam in Sorrent zu verleben. Ein junger Schüler Nietzsches, der an Schwindsucht litt, schloß sich ihnen an. Malvida v. Meysenbug, die mütterliche Freundin, übernahm in der Villa Rubinacci die hausfrauliche Fürsorge. Richard Wagner und Frau Cosima – damals dem „Parsifal“ zugewendet – beschlossen ebenfalls die Geburtsstadt Tassos aufzusuchen.

Da für Nietzsches kranke Augen eine Hilfe zum Abschreiben und Diktieren nötig war, so nahm man ein gutempfohlenes junges Mädchen mit, Tochter eines russischen Generals. Diese junge Lou Salomé sollte für

Nietzsche Abschriften anfertigen, aber wurde ohne Schuld der Keil, der den schönen Bund vorzeitig auseinandertrieb . . .

Sie bummelten durch die alten Straßen Neapels, fuhren nach Capri hinüber und sahen an schönen Sommerabenden die Burschen und Mädchen von Sorrent die Tarantella tanzen. Aber zwischen sie, die ein gemeinsames Werk zu fördern hofften, war ein Fremdes getreten. Beide warben um das junge Mädchen, indem jeder sie in *sein* Gedankenreich einführte und waren doch noch nicht klar, daß sie schon im Quellpunkte des Lebens zu Nebenbuhlern geworden waren . . .

Rée liebte und wurde wiedergeliebt, aber in der ihn erschreckenden Stunde, als der Freund von dem Wunsche sprach, sich an dem Kinde die Lebensgefährtin zu erziehen, da wußte Rée sogleich, welches Opfer er stumm zu bringen habe. Er wandelte sich in den Fürsprecher Nietzsches und wurde, wenn auch in Selbstqual, zu Nietzsches Freiwerber.

„Die Gefährtin Friedrich Nietzsches zu werden", so redete er zu der Siebzehnjährigen, „das ist mehr als zu einem Königsthrone berufen sein." Aber ihre Antwort lautete: „Er ist mir der Ehrwürdigste, aber als Mann kann ich ihn nicht lieben."

Für ein brutaleres Selbstbewußtsein wäre somit der Weg frei gewesen, aber für Paul Rée war er nun erst völlig gesperrt. Hätte er seinen eigenen Gefühlen nachgegeben, die in hundert rührenden Bewährungen sich kundtaten, so wäre es ihm als Verrat an der Freundschaft erschienen, so als wenn er auf des Freundes Niederlage sein eigenes Glück hätte gründen mögen. Wo

aber solche Knotung und Wirrung zwischen Menschen auf einsamer Insel erst einmal Platz greift, da gibt es keine Lösung als Trennung und Flucht.

Die Gefühlslage war unerträglich. Grade darum, weil Rée sich stolz bezwang und zurückhielt, wurde Nietzsche abweisend und kalt. Wohl gab es noch freie beschwingte Stunden, in denen die zwei Philosophen über alle menschliche Leiden und Leidenschaften sich hinausschwangen in das Feld des Geistes, das sie zusammen bebauten.

Nicht daß männliche Eifersucht im gemeinen Sinn zwischen sie getreten wäre. Aber verletzlicher Stolz bis zu eisig frostigem Hochmut lag in Nietzsches Werk und Wesen. Jedes harmlose Beisammen der andern, jedes Verstummen und Befangenwerden in seiner Gegenwart, jedes fröhliche Lachen, an dem er, der Kranke nicht Anteil hatte, wurde von dem schwer Leidenden leicht mißdeutet, als obläge ihm die Wahrung seiner Würde, die das einzige Mal, wo er an eine Werbung dachte, das einzige Mal, wo er als Mann zum Weibe sich gezogen fühlte, an ihrem empfindsamsten Punkt verletzt ward.

Denn wo der Mann seiner Männlichkeit nicht gewiß ist, beginnt er zu männern, und wo wir allzu menschlich sind, werden wir unmenschlich. Rée fühlte das und fühlte trotzdem seine Unterlegenheit vor Nietzsches strenger und züchtiger Haltung. Hätten sie sich erschließen können, so wäre das lächerliche Spiel nicht zur Tragödie entartet, sondern in befreiendem Lachen aufgelöst. Aber sie verhärteten sich und gerieten in einen Strudel von Empfindlichkeiten, so daß in grauen Stunden der eine argwöhnte, der andere lache oder triumphiere über ihn

und der andere wiederum beleidigt grollte, daß sein Opferwille und seine Freundschaft so verkannt worden seien.

Rée war der erste, der die Unlösbarkeit der Verknotung einsah. Er riß sich los, reiste ab und vermied jede weitere Erklärung. Die wechselseitige Beziehung war dadurch gerettet, aber sie mußte fortan sachlich und förmlich werden. Man wechselte noch freundschaftliche Briefe, bis die jungen Träume verblaßten und jeder sich wieder einsam fand; da verstummte auch der briefliche Austausch.

Sie hatten während des italienischen Winters 1875/76 oft über Naturwissenschaft gesprochen. Sie träumten beide von einer erdzugewandten biologischen Ethik, die eine wohlgeborgene und wohlgeborene neue Gattung Übermensch erzüchten werde. Heute (1930), nach einem Menschenalter, läßt es sich leicht überblicken, was Friedrich Nietzsche bis hin zu „Also sprach Zarathustra" der Begegnung mit Rée zu danken hatte. Außer manchen Wortwendungen und Einzelformulierungen die endgültig entscheidende Optik. Das unromantische Hinwenden auf die Lebenstriebmächte hinter dem Geist und dem geistigen Jenseits des Menschen. Es gibt heute nichts an Psychologie und Psychoanalyse, das nicht seine Urquelle hätte in jenen Gesprächen, die damals Rée und Nietzsche miteinander geführt haben. Nicht ein einziger Gedanke ist hinzugekommen.

Aber nicht diese Wendung zum Psychologischen entschied. Entscheidend wurde Nietzsches Mut zur Diktatur neuer Zukunftswerte.

Es ist mir zweifelhaft, ob Nietzsche jemals neugestal-

tend bis zur Umwertung aller Werte fortgeschritten wäre, wenn ihm nie Rée begegnet wäre. Der Kern von Rées Lehre, der ihn bewahrte vor dem Absturz auf das unfruchtbare Feld bloßer Seelenchemie, war die Überzeugung vom Setzungscharakter aller Schätzungen und der Zweifel an ein Naturrecht und ein von *Natur* Sittliches.

Dies nun war der eigentliche Keim, der auf Nietzsche weitererbte. An diesem Endchen Seil hielt Nietzsche sich künftig, und an ihm erklomm er den Gletscher, den Rée zwar sah, aber nie überwand.

Sie hatten in ihren guten Tagen von gemeinsamen Flügen geträumt. Sie wollten wieder Studenten werden, wieder von vorn beginnen, zehn Jahre lang in München oder Berlin Naturforscher sein. Die wachsende Krankheit Nietzsches machte all solchen Plänen den Garaus. Sie trieb ihn bald in Verbannung und Einsamkeit. Rée, der scheinbar Glücklichere, machte die Studienpläne zu Wirklichkeit.

Es scheint, daß bald nach der Trennung von Nietzsche, etwa um das Jahr 1880, Rée den Versuch gemacht hat, sich in Berlin oder Jena für Philosophie zu habilitieren. Die Einblicke, die er bei dieser Gelegenheit in den akademischen Betrieb der Philosophie gewann, scheinen ihm dieses zweifelhafte Studium völlig verleidet zu haben. Er lebte in verschiedenen kleinen Universitäten, fortan mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt. In den Jahren 1875 bis 1885 entfaltete er eine bescheidene literarische Produktivität. Nach dieser Zeit hat er nichts mehr veröffentlicht, hat sich vielmehr bemüht, alles, was er je hatte drucken lassen, aufzukaufen und

zu vernichten. Während Nietzsches gewaltige Werke erschienen, in dem Jahrzehnt von 1880 bis 1890, studierte Rée unaufhörlich, und je mehr er lernte, um so schweigsamer wurde er. In seinem 37. Lebensjahre entschloß er sich, von der Naturwissenschaft zur praktischen Medizin überzugehen. Im Jahre 1890 hatte er endlich in Berlin und München alle drei medizinischen Examina bestanden. In diesem Jahre übernahm sein älterer Bruder, den er sehr liebte, das vom Vater ererbte große Schloßgut Stibbe in Westpreußen. Rée entschloß sich, als Arzt nach Stibbe zu gehen. Er hat zehn Jahre lang in der westpreußischen Landeinsamkeit als Arzt gewirkt, von den Bauern als ein Heiliger verehrt. Er führte ein mönchisch strenges Leben, äußerst bescheiden in allen Bedürfnissen und rastlos hilfsbereit und gütig. Er soll in diesem ganzen Jahrzehnt den Umkreis des Gutsbezirks nicht verlassen haben, und Nacht für Nacht brannte im Herrenhaus seine Arbeitslampe. Im Jahre 1900 aber wurde Stibbe verkauft, und der Bruder zog nach Berlin. Da Rée sich nicht entschließen konnte, die geliebte Einsamkeit aufzugeben, so beschloß er, sich im Engadin, das er sehr liebte, dauernd niederzulassen. Er wählte dazu Celerina, ein Bergdorf nahe Sankt Moritz. Um die selbe Zeit, wo Rée ins Engadin zog, im August 1900, erlosch endlich Friedrich Nietzsches Nacht des Irrsinns in die Nacht des Todes.

Paul Rée lebte streng und hart in der weltfernen Landschaft Zarathustras. Er verschenkte sich an die Bergbauern, und die Bergbauern vergötterten ihn. Aber er muß sich unter ihnen wie ein Fremdling aus einer anderen Welt gefühlt haben. Er hatte kein Bedürfnis

mehr, Menschen seiner Gesellschaftsschicht um sich zu sehen, keinen Wunsch und Ehrgeiz mehr, auf dem Kulturmarkte mitzuwirken und mitzugelten. Auch von seinen früheren Schriften wollte er nichts mehr wissen. Dem kurzen Manuskript, das in seinem Nachlaß vorgefunden wurde, hat er einen einzigen Satz als Vorrede vorangestellt: „Meine früheren Schriften sind unreife Jugendwerke.“ –

Wenn ein Mensch in die Einsamkeit geht, dann bleiben bei ihm die Genien seines Volks, seine Bücher, seine Sprache, die Bilder und Plastiken seiner Künstler, die Musik seiner Tonschöpfer, das Lied seiner Sänger, die großen Männer und Frauen seiner Geschichte und alle seine geliebten Toten.

Aber zum Juden kommen nur Genien, die seine Seele nicht kennt, und kämen seine Urväter, verstünde er sie? Da flüchtet der Vereinzelte wohl in den falschen Hochmut eines Rekords und in die Wettläufe des sozialen Geltungswillens. Gelingt die Flucht, dann frißt ihn die Gesellschaft, gelingt sie nicht, dann frißt er sich selbst.

Paul Rée starb an sich selbst.

Nur eine frohe Gemeinschaft kann dem großen Menschen Heimat und Nestwärme geben, weil sie ihn liebt und ihm vertraut und gern ihn emporträgt als einen schönen Ausdruck ihrer aller Gemeinschaftsseele.

Wo aber kein Volk ist, sondern nur eine anarchische Gesellschaft aus unverfestigten Einzelnen mit gemeinsamer antiquarischer Erinnerung und gemeinsamen sozialen Zwecken, da wird niemals der größere und tiefere Mensch froh empfangen. Er wird beneidet. Denn jeder

will den *andern* übertreffen. Man hat nie gesehen, daß unfreie Menschen einander lieben. Sie können sich vergesellen zu Tat oder Untat. Lieben können sie nicht.

In der Einsamkeit der Engadiner Berge stieg oft das Bild des andern vor ihm auf. Der war auch diese Wege gegangen. Dies war die südliche See, die ihn ins Namenlose lockte, dies der Horizont, der ihm Form und Grenze gab, dies der Mistral, der ihm von Freiheit sang. Der war hier auch einsam, schritt auch in den Untergang. Aber es war andere Einsamkeit und anderer Untergang. Der wurde neugeboren. In die Geschichte seines Volkes. Schon rankte um ihn Legende. Schon wuchs die Sage um seine Gestalt. Schon wob um ihn der Mythos. Was daran war noch menschlich?

Wen sein Volk, sein Zeitalter erkoren hat, der wird zum Gott. Und sei er als sterblicher Mensch klein gewesen oder krank, bös oder kalt, und sei er gewesen wie immer. Das Sterbliche eines Geschichtlichgewordenen ist gar nicht mehr nachprüfbar.

Aber der Jude? Der kann (es geschah einmal an Jesus und in matterer Wiederholung dann noch einmal an Spinoza), – der kann Repräsentant werden für den *Geist*, für das Allmenschliche, Unpersönliche, eine kalte Apotheose. Er kann zum Trotzki werden, nicht zum Lenin, nicht Blut und Erde der Heimat.

Jedesmal, wo dem deutschen Volke ein Genius erschien, Goethe oder Schopenhauer, Hebbel oder Wagner, Hölderlin oder Stefan George, da hatte er seine Leibschutzgarde bedeutender Juden, so wie nach Homer, immer wenn ein Held geboren wird, auch ein Sänger zur Welt kommt, der ihn verklärt. Juden haben stets als

erste erkannt, geliebt und erhoben. Nie aber noch wurde ein Jude, und sei es der adeligsten einer, zum Genius fremder Volkheit. Daher der Schmerz und schrille Ton, die grelle Farbigkeit und der Witz, das übersteigerte Wort, das jugendlose Auge.

Sie alle wissen: Ich kann als Lichtträger zum Anreger und Wegweiser werden, kann Kanzler, Makler, Geschäftsführer deutscher Nation sein, kann auch Anschluß finden überall, wo das Zwischenvölkische, die Not der vielen und der Aufschrei der Verfemten und Beleidigten nach Sprache sucht. Aber Wesensbild des Volks, und wäre ich der Deutscheste, nein – nie werde ich ein einfach Liebender, einfach Geliebter. Denn ich wuchs nicht aus ihrem Schoß und wachse ihnen nicht ans Herz. Mein Los ist: zu dienen, zu belichten, zu säubern, zu wachen und mich hinzugeben an das Fremde. Den Ruhm erhält immer der andere. Der Bruder und Feind.

Paul Rée hatte den Versuch gemacht, der Freund des Großen zu werden. Das war sein Weg und seine Bestimmung. Anders konnte er sich nicht erfüllen. Aber seine Liebe war zurückgewiesen. Er war als unnötig kaltgestellt. Es ist begreiflich, daß der Einsame bitter ward.

Seine vornehme Selbstdisziplin hat verhindert, daß die Ausbrüche dieser Verbitterung je an die Öffentlichkeit gelangt sind. Er hat sich nie dazu herabgewürdigt, an Nietzsches Krone zu rütteln, obwohl zum Schmieden der Krone, mit der der andere gekrönt ward, sein Blut gebraucht worden war, gebraucht und dann vergessen.

Nur durch eine Indiskretion ist mehrere Jahre nach seinem Tode ein Brief bekannt geworden, welchen Rée an einen Gelehrten schrieb, der ein Buch über Nietz-

sches Philosophie veröffentlicht und es Rée gewidmet hatte. Rée urteilt in diesem Briefe nicht anders wie alle Freunde, alle Angehörigen Nietzsches damals geurteilt haben. Denn die Komödie des Ruhmes setzte ja erst ein, als die Geschichte vergessen und der Mythos geboren ward oder, besser gesagt, als der Mythos *Geschichte* geworden war. 1890 – möge das niemals vergessen werden – wurde Friedrich Nietzsche in der Klinik des Professors Binswanger in Jena (Assistenzarzt Theodor Ziehen) den Studenten als Demonstrationsexemplar der Paralyse vorgeführt. 1890 konnte noch der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn davon träumen, Nietzsche zu sich zu nehmen und zu betreuen. Zwischen 1890 und 1900 haben sich sämtliche Freunde Nietzsches – Overbeck, Deußen, Rohde, Burckhardt – allesamt in die uneinnehmbare Festung „Wissenschaft" zurückgezogen. Noch war die Formel immer die alte: Gewaltiger Stilist, überlegener Dichter, geniale Feder, aber nicht zurechnungsfähig für die *Wissenschaft.* Einer, der zu europäischer Sensation Gedanken aufbauschte, die von andern empfangen, von andern minder romantisch und mit strengerer Verantwortung zu Ende gedacht waren. Noch hatte der Umstrittene Freunde *nötig,* und Freunde hat erst, wer keinen mehr nötig hat. Paul Rée urteilte gar nicht anders als auch Nietzsches Nächste geurteilt haben. Schopenhauer (so lautete eines der bittersten Worte) war ein Scharlatan, aber schrieb wie ein Philosoph; Nietzsche war ein Philosoph, aber schrieb wie ein Scharlatan.

Aus den Gedanken, die sie gemeinsam durchblutet hatten, wuchsen in Nietzsches Einsamkeit die großen

Phantasmen, die erregenden Prophetien und apokalyptische Gesichte eines neuen Geschlechts. In Rées Einsamkeit sind sie verkrüppelt zu Zwergholz. Zuletzt blieben übrig 211 Paragraphen, die die nüchterne Klarheit starker Urteilskraft zeigen und die trostlose Vergletscherung der entzauberten Seele.

Am 28. Oktober 1901 begab er sich auf die Wanderung ins Gebirge. Ein Arbeiter fand ihn zerschmettert am Fuße eines Gletschers.

II

Otto Weininger

Am 4. Oktober 1903 erschoß sich in Wien in der Schwarzspaniergasse, im Sterbezimmer Beethovens, der dreiundzwanzigjährige Student der Philosophie Otto Weininger. Ein unerklärliches Ereignis!

Wenige Monate zuvor war im Verlage von Wilhelm Braumüller in Wien (unter den Auspizien der Philosophieprofessoren Friedrich Jodl und Laurenz Müllner) ein mächtiges Gedankenwerk erschienen. Es führte den Titel „Geschlecht und Charakter“ und enthielt prinzipielle Untersuchungen über das Verhältnis des Elementaren zum Geistigen, wobei das Elementare als die „weiblich-mütterliche“, das Geistige aber als die „männlich-schöpferische“ Seite alles Daseins hingestellt, Weib und Mann also gleich Nabel und Hirn oder Wurzel und Wipfel widereinander ausgewogen wurden.

Der Erfolg des wildbewegten Buches war erstaunlich. Die bedeutenden Denker jener Tage: Ernst Mach, Georg Simmel, Henri Bergson, Fritz Mauthner, Alois Höfler, lasen das Buch und begannen in Kollegs und Gegenschriften sich mit seinen scharfsinnigen Gedanken auseinanderzusetzen. Der Widerspruch überwog die Zustim-

mung. Aber nur *eine* Stimme herrschte: dieser dreiundzwanzigjährige Student müsse Genie sein.

Ein blutjunger Knabe war über Nacht berühmt geworden. Und froher Aufstieg schien ihm gewiß.

Da stand die verdutzte Welt vor der Kunde: Der Knabe hat seinen Kranz zerrissen, hat das Leben weggeworfen, im selben Raume, in dem auch Beethoven verhauchte. Er hat es so gehalten, wie siebenunddreißig Jahre zuvor der blutjunge Philipp Mainländer, der am Tage, wo er seine geniale „Philosophie der Erlösung" im Drucke vollendet vor sich liegen sah, zum Stricke griff und starb.

Seit Weiningers Freitod ist nun fast ein Menschenalter vergangen. In diesem Menschenalter sind viele Schriften über Otto Weininger und sein System geschrieben worden. Richtigstellende und besserwissende Bücher. Und man kann es den nächsten Wiener Freunden des Frühvollendeten – Emil Lucka, Hermann Swoboda, Oskar Ewald und Moritz Rappaport – nicht verdenken, daß sie angesichts der vielen klugen Diagnosen von seiten orakuloser Ärzte und Irrenärzte sich gedrängt fühlten, sogar diejenige Lehre Weiningers zu rechtfertigen, welche doch wirklich nichts ist als ein tolles Naturspiel von krankhafter Verstiegenheit und von brutaler Willkür.

Ich meine die krüde und rüde Lehre vom Judentum.

Unsre Betrachtung nehme von ihr den Ausgangspunkt. Denn in ihr halten wir den Schlüssel zu dem ungeheuren Schicksal eines tragischen Selbsthasses.

Otto Weininger war Jude. Aber wenn jemals ein Kind den Schoß der Mutter bespien und ihrem Blute geflucht

hat, dann t..t das dieser jüdische Ödipus. Seine Gegnerschaft gegen die Juden und das Jüdische war anders als jede Gegnerschaft zuvor. Nur mit Grausen und Bewunderung können wir an ihr lernen, daß dem bösen Auge *alles* möglich ist und daß schlechthin gegensätzliche Begriffe alle *gleich* brauchbar sind, wofern der böse Blick sie verwenden *will.*

Es hat bedeutende Männer gegeben, die ihre Vorurteile gegen „Judaismus" und „Semitismus" aus gesunden Lebensgefühlen, aus ihrem deutschen Blute und deutschen Gemüte geschöpft haben. Für sie war der Jude und zumal der Judengott etwas Unheimliches. Er erschien ihnen bleich und abstrakt. Diabolisch blutleer. Ein kalter Logiker. Ein neidischer Giftmischer. Ein herzkahler Zorngott. Ein lähmender Moralist. „Jahwismus, Jehowismus, Monismus, Monotheismus" . . . das waren die gewöhnlichen Schlagworte. Sie wurden auf das Schuldkonto des grauen Volkes gesetzt. Vielleicht auch hießen die Schlagworte: „Spiritualismus, Kritizismus, Idealismus, Rationalismus." Jedenfalls war der Gott des Grolls und der Galle der Feind und Mörder der schöneren Götterwelt Griechenlands und der verschollenen Wunder Germaniens. Jehova wurde bekämpft als „der Zerstörer der *Gestalt*". Die folgerichtigen Judengegner bekämpften daher mit dem Judentum auch immer zugleich das Christentum, ja sie sahen im Juden-Christentum: das geheime Werkzeug zur Zwiespaltung in Seele und Leib und Zerstörung *beider* durch den Geist.

Ein außerweltlicher *Moloch* also hatte sich eingedrängt zwischen Sinnlichkeit und Gedanke, um Leib

und Idee, Liebe und Vernunft zu verzwisten und beide unheilbar zu verderben.

„So ist denn der Leib entgöttlicht. Die Magie der Natur unverständlich geworden. Dionysos tot. Der große Pan tot. Die Magna Mater versunken. Siegfried erschlagen. Baldur gemordet!" – So ging die Klage.

Und wer blieb Sieger?

Der unbenennbare Nebel- und Wüstengott, der sich offenbart in Dialektik und Rabulistik. Talmud und Pilpul. Lehre und Wort. Das aber ist die Welt des *Juden.*

In diese Kerbe schlugen und schlagen noch heute die meisten Widersacher. Aber eine zweite, wenn auch weit kleinere Gruppe nicht minder bedeutender Denker, die im Sinne jener ersteren selber als reine Juden bezeichnet werden müssen, hat ihre Abneigung just *umgekehrt* begründet. Martin Luther wirft den Juden vor, daß sie nicht „Söhne Gottes" geworden, sondern „Kinder der Erde" geblieben seien. „Sie streben noch im Sterbehemd und Sarg zur *Erde* und beten vor Sonne und Stern." Und bei einem späten, ganz rationalistischen Philosophen, dem blinden Eugen Dühring, finden sich zahllose Stellen nach Art der folgenden: „Der Jude ist nicht begabt für das Sachliche und Wirkliche, denn er ist ein Orientale und als solcher ein Fabulierer, der in Bildern und Träumen befangen lebt und in Gleichnissen denkt. Der Jude ist der eigentliche Mythenbildner. Der nordische Mensch, unter dem strengeren und nüchternem Himmel, muß dieses Volk der Maßlosigkeit mit der Logik bekämpfen. Wir müssen ihren religionistischen Fabeln einen gesunden Positivismus entgegenstemmen."

So wäre denn also (je nachdem es gefällt) der Ma-

terialismus, der Realismus das eine Mal *jüdische* Weltanschauung, und das andere Mal das Bollwerk gegen die „mythenbildende Phantasie der Juden". Und ähnlich ist (je nachdem es gefällt) heute der Sozialismus, der Bolschewismus und morgen der Kapitalismus „jüdisch". Oder heute: der Fortschritt, der Radikalismus, die Revolution. Morgen dagegen: der Stillstand, die Stagnation und die Reaktion.

In welches der beiden Scharniere aber paßt nun das System Otto Weiningers? Wohin gehört seine erstaunliche Lehre, daß das Jüdische nichts anderes sei als —: „die Buhlgewalt des Weibes, das den geistigen Vatergott zur trägen Materie *herabzog*".

Nie haben in einem Menschen Wurzel und Gipfel so gehadert. Wir müssen tief einschneiden, um die kranke Stelle im Knochenmarke zu finden.

Wenn man Völker einteilen dürfte in Völker der Grenze und Völker der Unendlichkeit, in Völker der Plastik und Völker der Musik, dann möchte ich wohl dem jüdischen Volk (und übrigens auch dem deutschen) eher ein Pathos der Unendlichkeit zubilligen und eher das rhythmische Pulsen der Musikalität als die plastische Sicherheit der strengen Grenze. Was mit dieser Behauptung gemeint ist, wird dem Leser am leichtesten verständlich werden, wenn wir ausgehen von dem Einfluß der Juden auf die Mathematik.

Vor nahezu einem Menschenalter, etwa um die gleiche Zeit, da das Werk Weiningers erschien, veröffentlichte ich eine Abhandlung zur Psychologie der Mathematik, welche zu zeigen suchte, daß die damals mächtig ein-

setzende Geometrisierung der Physik und Arithmetisierung der Geometrie und der schon damals sich ankündigende Aufstieg der „Relativitätslehre“ eng zusammenhänge mit der Seele jüdischer Menschen.

Die gesamte Logik des Abendlandes, die von Aristoteles bis Kant immer das Selbe sagt, immer die selbe leere Selbstverständlichkeit . . . worauf doch kam sie hinaus?

Auf ein Bekenntnis zu Begrenztheit! Zur Begrenztheit des im Denken einmal Gesetzten oder einmal als gegeben Anerkannten.

Man möchte sagen: Logik war immer nur Aufforderung zur *Einheit.* Sie war immer nur jener Akt der Tat, welchen Aristoteles „a = a“, Satz der Einerleiheit, genannt hat.

Daher begann die Zertrümmerung der Logik und mit ihr die Zertrümmerung des Kosmos als eines *Kosmos,* als die Denker der christlichen Jahrtausende das Irrationale und das Imaginäre zum Gegenstand definitiven Wissens machten. Denn ein Irrationales oder Imaginäres ist nicht als Einheit faßbar. Unendliches kann nie beendet, Unermeßliches kann nie festgestellt werden. Selbst jener Satz der Identität und somit das Denken selber wurden sinnlos, sobald man absah von der Endlichkeit und Begrenztheit jedes im Denken als gegenständlich und dinglich Erfaßten . . . Erfaßt und schafft, hält und erhält aber etwa *mit* ihrem Kosmos sich die Menschheit selber? Schwindet nicht auch das Menschengeschlecht als *lebende* Einheit dahin, wenn das Denken die begrenzte Welt zerlöst?

In Platos „Theätet“ findet sich jenes wundersame Loblied auf die „Endlichkeit alles Vollkommenen“. Auch

das Schlechthin-Seiende (so sagt Plato) kann nicht unendlich sein, weil das Unendliche nur ein Unvollkommenes ist. Wäre die Substanz des Lebens unendlich, dann könnte sie weder Gestalt noch Schönheit haben. „Alles Schöne zeigt das Rätsel der Grenze, denn in allen Lebenstiefen blüht Gestalt."

Diese Lehre vom schönen Leben als einer *endlichen Gestalt* ist das gerade Gegenstück zu jener Erhabenheitslehre Spinozas, welche verbietet: der Substanz des Lebens als dem schlechthin Seienden einen Namen zu geben, weil die Anzahl der „Gott" zukommenden Attribute *nicht* begrenzbar sei – „denn jedes Begrenzen wäre ein Verneinen".

Und doch ist Plato, der das Göttliche nur in Gestalten zu schauen vermag, der Zerlöser der griechischen Form!

Und doch ist Spinoza, welcher Gott nur erfassen konnte als unpersönliches Sein jenseits Raum und Zeit, der Verkäfiger der Natur in das Zwangsbett mathematischer Form!

Sollte es nun Zufall sein, daß die Auflösung des Kosmos in das unpersönliche Element zugunsten der Absolutheit mathematischer Normen vorwiegend die Tat von Logikern gewesen ist, die aus jüdischem Blute stammten?

Die durch das Wachstum der nichteuklidischen Geometrien nötig gewordenen neuen Wissensgebiete, die Anzahlen-, die Mengen-, die reine Mannigfaltigkeitslehre, das Auflösen der mit dem Unendlichen auf jedem Wissensgebiete verknüpften Paradoxien und die Relativierung auch der letzten Konkretheit und Anschaulichkeit zugunsten des absoluten Kalküls, das war das Werk eigent-

lich jüdischer Intelligenzen wie Georg Cantor, Alfred Fränkel, Alfred Pringsheim, Arthur Schönfließ, Felix Hausdorff, Ludwig Kronecker, Alfred Sommerfeld, bis schließlich durch A. A. Michelson, M. Minkowski und A. Einstein die Weltwende (die Überwindung des Aristoteles, Enklid, Newton und Kant) erzwungen wurde.

Es ist, als ob diese Kohorte sich verschworen hätte: das letzte arme Restchen sinnfälliger Gestaltlichkeit zu verflüchtigen und das letzte arme Daseinsklötzchen fortzustehlen, daran der Mensch im Tohuwabohu des „Unvollendbar" sich noch anklammern konnte.

Denn nicht nur die „Welt in Raum und Zeit" (diese abzählbare meßbare Welt) schwand dahin. Sondern das Werden selber; die Bewegung, die Reihe als eine lineare Kontinuität, die Gerichtetheit, der Anfang und das Ende.

Und so blieb nichts als Wille zum *Wert.* Auf den Aschen aller Inhalte sinnenfälliger Welt.

In den späten Tagen der platonischen Schule tauchte ein Begriff auf, der dies Dämmern grauer Gestaltenleere schon ankündigt. „Apeirotaraxie": *Schauder vor der Unermeßlichkeit!*

War es nicht natürlich, daß sich das Leben in seine Schalen- und Schneckenhäuser, hinter Panzer und Damm rettete?

Und sollten nicht gerade die Hingerissenen, Ekstatischen, Urlebendigen (diese am leichtesten aus sich Herauszulockenden) am bängsten ausgespäht haben nach Tor und Dach? Nach Schutz vor Verfluten und Verflackern? Und sei es Turm oder Gefängnis!

Inmitten von gischtendem Wogenprall und strudelndem Schäumen steht auf urgranitenem Felsen das Schloß und stemmt dem uferlosen Elemente die Macht der *Mauer* entgegen.

Auf dem Felsen „Geist“ hat die Menschheit ihr Schloß *Logos* erbaut. Darin hält sie nun stand gegen Urwirre und Chaos.

Dieses Schloß hat einen Oberbau von vielen Stockwerken, genannt *Ethos*. Von der Spitze dieses Oberbaus kann man das unermeßliche Meer frei überblicken und über ihm den Himmel und die führenden Sterne.

Der nestflüchtige Wandervogel, unsre Seele, drängt über die Meere. Und kehrt doch nach jedem Fluge zurück in den gesicherten *Käfig*. Das ist unsre Angst und unsre Stärke, unsre Sehnsucht und unsre Entsagung. Wir vergessen, daß alles ein Schaum ist. Das Schloß auf Granit nennen wir *Ewig*. Und wähnen, unser wahres Leben sei: das *Leben im Geist* . . .

Alle, die den Knaben Otto Weininger gekannt haben, erzählen, daß er ein weltoffenes und sehr empfängliches Kind gewesen sei. Der Duft von Jasmin, der blühende Apfelbaum, das Schillern eines Schmetterlings konnte die zarte Seele überwältigen. Ferne Berge waren ein Versprechen von Glück, die ziehende Wolke ein Abenteuer. Die blaue Heide war Sehnsucht und der Moosrosenbusch ein Taumel der Seligkeit. Jeder Sinn war empfindlich, jeder Nerv leicht gereizt. Der Tod einer Mücke schon konnte zum „Problem“ werden.

Dieses Kind fühlte durch Sympathie alles Leben als

eigenes Leben, schwang in Landschaft und Jahreszeit wie ein Elfenseelchen und stand immer in Gefahr, in Gesichte zu verfließen.

Und dieses Kind wuchs zum Jüngling. Und der Jüngling ward ein Dichter. Lange ehe er zum Denker wurde. Seine Neugier war unbegrenzt und unbegrenzt sein Lebenshunger. Seine Fähigkeit, alles mitzuahmen und überall das *Wesen* zu erspüren, machte ihm *Das* am allerschwersten, was den ärmeren und starreren Seelen am leichtesten fällt: Selbstbegrenzende Form.

Es schien ihm lange unmöglich, sich für einen Beruf, dieses bürgerliche Rückgrat des Lebens, zu entscheiden. Denn es gab nichts, was ihn nicht fesselte. Alles hätte er lernen, alles hätte er leben mögen.

So war er denn dauernd in der Gefahr, sich zu zersplittern. Und eben darum wurde sein Ein und Alles schließlich eine einzige große Leidenschaft: Über Millionen Gestalten sich zu erheben und den Generalnenner zu finden für die hin und her reißende Fülle der Impressionen.

Das ist der Weg zur Philosophie . . .

Noch ruhte sein Auge nicht auf dem Nächsten. Er war jung, und jeder Vogel sang Fernweh. Es kann einen jungen Menschen zur Verzweiflung bringen, daß so viele Länder bleiben werden, die er niemals sehen, so viele Hände, die er niemals drücken, so viele Stirnen, die er niemals küssen wird.

Denn obwohl dieser Seele Wärme und Treue natürlich waren, so hätte es doch eines Entschlusses bedurft, um sich selber zu finden.

Er war das Spiel jedes Lufthauchs. Darum erschien

ihm „Sittlicher Charakter" größer und bewunderns-werter als alle Gaben und Reichtümer des Lebens.

Was wunder also, daß Otto Weininger sich angstvoll einschloß in das Schloß Logos und in das oberste Turm-gemach „Ethos". Da saß er, ein freiwillig Gefangener und verwendete seine gewaltige Denkkraft einzig dar-auf, sich vorzubeweisen, daß das Leben in diesem herr-lichen Elfenbeinturme das wahre, das eigentliche, das einzig würdige Leben sei.

Keiner möge diesen jungen Idealismus verleumden. Er war zwar ein Notausgang. Aber darum keine Lüge ...

Eine Erinnerung aus eigener Kindheit taucht vor mir auf: Im Garten und Wald überfiel den Knaben oft ein Grauen (ähnlich dem, was man in der Psychiatrie „Ab-senzen" nennt), daß man in fremde Schicksale vergleiten müsse, und ein entsetzlicher Zweifel: „Bin ich denn wirk-lich da?" Dann packte ich gern den erstbesten Gegen-stand fest mit den Fingern, um an der Empfindung des Widerstands mich meiner selbst zu vergewissern.

Ich entsinne mich noch an Ort und Stunde, wo der Gefährte jener Tage mir von einer ganz andern, der mei-nen entgegengesetzten Angst sprach: Träte er am Abend in der Dämmerung vor einen Spiegel, dann erfasse ihn die Furcht, sein Bild könne in dem Glase erstarren und festgerinnen und dann als ein festgeronnener Doppel-gänger ihm aus dem Glase entgegentreten.

Dies sind die beiden Pole des *Todes*, durch die wir, solange wir als Menschen atmen, immer hindurchsteuern! Auf der einen Seite laufen wir immer Gefahr, zum Schwamme zu werden. Auf der anderen Seite laufen wir immer Gefahr, zur Bildsäule zu erstarren. Die eine Ge-

fahr erzeugt das Unendlichkeitsgrauen. Die andere: die Endlichkeitsangst.

Otto Weininger war eine herakliteische Natur, die nach Haltung und Form *hin*strebte. Schon dies Proteïsche seines noch unfertigen Wesens bot eine gute Grundlage für eine Tragödie des Selbsthasses. Aber es mußte noch ein Zweites hinzukommen. Etwas unauflösbar Problematisches. Die Geburt als Jude, und zwar als ein vom Judentume abgelöster Jude. –

Kein Mensch hat sich je von dem Zwang seines Blutes befreit. Kein kategorischer Imperativ hat je die Stimme des Blutes überwuchtet.

Alles, was an Weininger Leben war (und es brannte in ihm heißes Leben), das nannte er vor sich selber: *das Jüdische.*

Und da an keinem andern Punkte der Mensch gleich unbezwinglich gebunden ist an Schicksal und Ewigkeit wie im Punkte des Geschlechts, und da seine immer bewegte Seele eine männliche Seele war und mithin das Weib als Ergänzung und Gegenpol nicht entbehren konnte, so nannte er alles, was ihn zog und schreckte: *das Weibliche*

Weib und Jude also, das waren für ihn zwei verschiedene Namen für den *Naturgrund*, den er fürchtete und mied.

Wir müssen nunmehr uns die Studienbahn vergegenwärtigen, in die dieser elementarische Jüngling hineingeriet. Sie erfüllte ihn mit Denkvoraussetzungen, welche zu überwinden und abzustreifen ein vollerfülltes Denkerleben und jahrzehntelange Denkarbeit benötigt hätte.

Die abendländische Philosophie von Descartes bis Kant ging immer aus von dem Urphänomen: *Bewußtsein*. Nie kam sie auf den Gedanken, daß das Bewußtsein und die gesamte Inhaltswelt von Bewußtsein (also alles, was wir Menschen jemals Wirklichkeit nennen können) aus dem Lebenselemente herausgetreten sei als *eine* schöpferische Möglichkeit des Lebens unter Millionen anderer Möglichkeiten. Nein! Die Welt im Bewußtsein war die Welt *überhaupt!*

„Lebendig ist, was bewußt ward!"

Just als ob Lebendiges überhaupt bewußt werden *könnte!*

„Das Leben hat sein Dasein, ja hat das Recht auf Dasein erst zu beweisen als ein denkendes oder gedachtes Lebendiges."

Und so verkehrten sich die Pole: Bewußtsein, Logos, Geist wurden zum *wahren* Leben. Und das tragende Element gewann den Charakter eines dunklen Abfalls vom Geiste und seiner göttlichen Reinheit.

Weininger versenkte sich in die Scholastiker. Er las Hegel und Kant. Er verfiel dem Zauber der Mathematik und der Phänomenologie. So verfestigte sich in ihm jener ungeheure Geschichts- und Sittlichkeitshochmut der wertenden Persönlichkeit, die ihre chthonischen Unter- und Hinterwelten als eine sie niederziehende Schmach empfindet.

Das ist der Dünkel, welcher Kant sprechen ließ: „Der Verstand erschafft die Natur", und welcher Hegel höhnen ließ: „Wenn die Natur nicht mit der Vernunft übereinstimmt, um so schlimmer für die Natur."

Weininger haßte das Blut, und sein Blut war jüdi-

sches Blut. Und er haßte das Weib und die Stimme des Erdgeistes, von der Stunde ab, wo in dem Knaben das Gattungsgeheimnis sich zu regen begann.

Kein Wort finden wir in Weiningers hinterlassenen Papieren so häufig wie die Worte: Verbrechen und verbrecherisch.

Seine ganze Philosophie war ein einziges Gegrübel über das Problem der Sünde und der Erlösung. Und so wurde diese Philosophie eine durch und durch christliche. Denn während bei den Indern, in den Vedas und sogar noch bei Buddha immer die Liebe, die Lebenseinheit, das „ta twam asi" im Mittelpunkte alles Denkens steht, ist das Zentralerlebnis eines Christen: Der dunkle *Abfall* vom Leben. Die unabwendbare Schuld. Die mit dem Menschen selber geborene Verzwistung. Wo gibt es Erlösung von dieser Urschuld?

„Erlösung" gibt es nur durch das Aufheben alles Menschenlebens im reinen Geiste.

Vollendete Vernunft, vollendete Sittlichkeit, das wäre das Ende! . . .

Man könnte sagen: In diesem jungen Philosophen ist Kants Zweiweltentheorie verrückt geworden.

Er sieht alles unter der Optik der intellegiblen Welt.

Die Bibel, das Veda, Buddha, Plato . . . alles verkündigt ihm nur die Herrlichkeit eines Lebens, das etwas ganz anderes ist als: das Leben von *dieser* Welt.

Wo aber das Verschuldungs- und Selbstrichterpathos einmal Platz greift, da vergraut die Erde und wächst eine mönchische Neigung, die lockende „Frau Welt" sich zu verekeln.

Denn „Frau Welt“ ist schön. Und alle Schönheit will Liebe.

Er hat Angst, dieser Schönheit zu unterliegen. Und so versucht er durch Ekeltöne sich diese Schönheit zu verwidern. Kein Scheltwort ist ihm herb genug, um das schöne Leben zu schmähen.

Und je mehr ihn die Schönheit zieht und lockt, um so gräßlicher malt er sich seinen Fall und sein Hinsinken in Grauen und Schmach.

Zu versinken in den Schoß der Frau Welt, das wäre der Verlust seines mühsam erarbeiteten Selbst und seiner endlich erkämpften philosophischen Ruhe.

Jeder Selbstabstrafer aber schwelgt in Übertreibung. Das Schuldgefühl des an Ethik und Moral Erkrankten steht niemals in einem richtigen Verhältnis zu der die Reue auslösenden Tat.

Es gab Selbstzerfleischungen um ein Nichts!

Augustinus füllt noch als alter Mann viele Seiten mit wilden Selbstverfluchungen, weil er sich voller Qual erinnert, daß er als Knabe im Garten des Nachbars Äpfel stahl.

Sören Kierkegaard wird zum tiefen Psychologen der Reue, aus Qual über sein vermeintliches Verschulden an einem Mädchen, dem er lebensängstlich einst den Verlobungsring zurückgab.

Ja, Origines sühnt einen Augenblick der Selbstbeflekkung, indem er sich für Lebenszeit entmannt.

Wo die Natur sich gegen sich selber kehrt, da wird der Mensch wehrlos. Und nichts ist leichter als einen Wehrlosen zu opfern.

Der von Ethik und Moral Besessene ist bereit, alles,

was er besitzt, und sich selber zum Opfer darzubringen, wofern er nur vor sich selber und seiner eigenen Forderung *bestehen* kann.

Packe nur den an Ethik und Moral Erkrankten beim Bewußtsein einer Selbstverschuldung und du brauchst nicht zu verantworten, auch wo du unverantwortlich ihn verstümmelst.

Und es gibt immer: zum Verbrechen Bereite — Freunde, Geliebte —, die den Opferschnitt vollziehen. Sie küssen ihm die Hände und feiern Schlachtfest. Sie ahnen nie ihre große Lebensschuld, segnen sich und zucken die Achseln: „Wer sich zum Lamme macht, den frißt der Wolf."

Er aber erlerne (und hoffentlich nicht zu spät), daß es auf dieser Erde wichtiger ist, ein gutes, starkes und mutiges Raubtier zu sein als — ein Heiliger.

Denn der Mensch ist wie der Vogel, der sich wohl für Augenblicke in den reinen Äther zu erheben vermag, nicht aber obenbleiben und lebenslang im Äther hausen kann.

Und will er gleichwohl das Dasein im leeren Luftraum erzwingen, dann kehrt er nur immer häufiger zum Staube, die Schwungkraft seiner Flügel wird ermatten, sein Aufstieg wird seltener, die erreichte Höhe wird nur flacher werden.

Da knebelt sich der Geist durch gräßliche Schwüre. Er verschwört, jemals den lockenden Fackeltänzen der Gestalten zu erliegen.

Doch ein Dufthauch der Ferne, ein singendes Lachen, eine Strähne blonden Haars, ein Blick aus weichem Auge, und Eide liegen zermalmt.

Ihn ergriff die selige Sehnsucht der Nachtschmetterlinge, die in Nächten der Zeugung gepackt sind von der höheren Über-Zeugung und nun wandern müssen ins Licht, darin alles Leben stirbt und wieder neu wird.

„Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet."

Ein Feldherr steht vor der Feste auf uneinnehmbarem Felsen, den noch niemand erstürmte. Da wagt er das Letzte. Er schickt sein Liebstes, sein Kind, in die Festung und schwört: „Morgen hole ich dich oder wir gehen zugrunde."

Er wirft das Palladium, ohne das er nicht leben mag, mitten in die Feinde und springt ihm nach, um es zu retten.

Er verbrennt hinter sich die Schiffe. Er wagt den Sprung über die Mauer. Nun gibt es kein Zurück.

Otto Weininger, Student der Philosophie, dreiundzwanzig Jahre alt, Jude, hatte mit einem unübersteiglichen System der Sittlichkeit sich selbst und der Welt ein Versprechen gegeben. Er hatte mit einem stolzen Werk sich selbst vernichtet und sich selbst geschaffen. Vernichtet hatte er sein angeborenes Ich. Pascals „moi haïssable". Zum Lichte geboren hatte er sein eingeborenes Selbst. Kants „Intellegible autonome Persönlichkeit".

Lieber wollte er sterben, als von der erreichten Höhe nun zurücksinken in das uns alle bändigende Gemeine.

Da kam der Erfolg.

Und es gibt nichts Seelenverderbenderes als Erfolg.

Der Ruhm Europas überraschte den armen jüdischen Studenten. Ehren, Reisen, Geld, Macht, stolze Frauen. Nie hatte einen Heiligen „Frau Welt" so lockend bestürmt. Dieser Knabe hielt sich für ein Stiefkind des Lebens, und nun trat das Leben in seinen Hungerturm und sprach: „Mein Geliebter."

Aber der arme Junge hatte ein braves Herz. Das war keiner, der fernerhin Wasser zu predigen vermochte, während er heimlich vom Lebensweine trank.

Was er versprochen hatte, das zahlte er bar.

Seine Angstneurose raunte, daß er schwächer sein werde als seine Predigt. Er wußte, daß er sich festgelegt habe auf Kampfregeln, die sein Blut nicht würde bestehen können. Ihn packte die Zwangsvorstellung: Verbrechen. Und es gibt nur *ein* Verbrechen: Untreue gegen sich selbst.

Brach er sich die Eide im Angesicht der Tausende, die jetzt auf ihn ihre Blicke hefteten, als auf den jungen Thronerben der deutschen Philosophie, dann mußte er, ein *unechter* Kronanwärter, schamvoll in den dunkelsten Winkel kriechen und sterben, schlechter als ein schlechtes Tier. Zu seinen Freunden, den Eltern, den Lehrern sagte Otto Weininger: „Ich bin ein Verbrecher." Er schlich, während die Welt seinen Namen erhöhte, verstört in die Kirchen oder in den Wiener Wald und stöhnte: „Ich stehe unter dem Fluch des Verbrechens."

Was wollte der harmlose Mensch? Wie konnte dieser weiche Knabe, der keiner Fliege ein Leid tat, sich als den Schuldigsten aller Schuldigen fühlen?

Aus den Augen der Blumen, den Blicken der Tiere, selbst aus Kristall und Stein, überall sah ihn das Ver-

brechen an. Die frohen Farben in den Straßen, die Geräte und Stoffe in den Auslagen, die Bilder der Maler, der verführerische Zauber der Frauen, der Liebreiz der Kinder, alle Schönheit machte ihn zum Mitschuldigen am Verbrechen.

In den Augen des Hundes sah er die gequälte Seele der Kreatur, die halb schon versittlicht und halb noch dem Wolfsherzen verhaftet, sich von der bösen Natur nicht erlösen kann. Aus den Augen des Pferdes starrte ihm der Wahnsinn entgegen eines Geschöpfes, das durch den Menschen gewandelt und umgezüchtet, irre geworden ist an seiner natürlichen Kraft und sie zu benutzen verschmäht oder sie kaum noch kennt. In den wunderbaren Geburten der Tiefsee, vor denen Goethe in die entzückten Worte ausbrach: „Wie schön ist ein Lebendes, wie wahr, wie einfach, wie in sich vollendet", erkannte Weiningers kranker Blick mit Grauen die Leibwerdung der gierigen, qualligen, saugenden und krallenden Mordwut. Wollust schien ihm Mord. Liebe eine Schuld. Was wir Wunder nennen, nannte er Verbrechen. Das Unerhörte, das Unerfaßliche, das Irrationale, das Leben selber nannte er: Verbrechen.

Die erniedrigende Einsicht aber, daß wir unserm Leitbilde nicht gewachsen sind, führt nicht immer zu Zerknirschung und Zerrüttung. Sie führt auch zu Größenwahn und Selbstüberhebung.

Wir haben alle die Neigung, Forderungen, die wir selber nicht leicht erfüllen können, so zu übersteigern, daß kein Mensch sie erfüllen kann. Dadurch retten wir uns vor so mancher Niederlage.

Es sind nicht die schlauesten Füchse, die die Trauben,

welche ihnen zu hoch hängen, für sauer erklären. Die schlaueren erklären sie für unberührbar und heilig. „Wir sind alle Sünder von Jugend auf", wie gern sagt das ein jeder Fuchs. Das geistige Wesen in uns fühlt sich hoch erhoben über alles Irdische, je tiefer es auch die eigene Seele unter sich im Staube sieht.

Welcher Seelenforscher zerlegte je unsern Knoten von Dünkel und Demut, Unantastbarkeit und Armesündergefühl.

Otto Weininger war viel zu selbstbewußt. Sein geistiger Hochmut wuchs aus einer Überspannung sittlicher Ideale, als deren gottgesandten Künder und Jünger er sich fühlte. War das Gefäß auch nur aus schlechtem Ton, es enthielt ja doch das Öl, ohne welches künftig kein König konnte gesalbt werden.

So hatte er sich verstiegen. Um nicht zurück zu müssen, zerbrach er seine Form.

Blühte nirgend mehr Wohltat?

Er floh noch einmal an das große Herz Beethoven. Die „Eroika", der prometheische Gesang vom Lose des Lichtbringers auf Erden, deutete ihm, was in Worten nie zu deuten wäre: „Wer Gott schaut, stirbt." . . .

Wir denken an ihn, als an Goethes Euphorion, der kaum geboren und zum Heros bestimmt, jugendkühn auf die Felsen stieg und schön zerschmetterte beim ihm versagten Flug. Und auch um ihn fühlen wir die Worte klagen, die der Dichter an der Bahre Nietzsches sang:

> „Du hast das Nächste in dir selbst getötet,
> Um neu begehrend dann ihm nachzuzittern
> Und aufzuschrein im Schmerz der Einsamkeit.
> Der kam zu spät, der flehend zu dir sagte:

‚Dort ist kein Weg mehr über eisige Felsen
Und Horste grauser Vögel — Nun ist not:
Sich bannen in den Kreis, den Liebe schließt.' . . .
Und wenn die strenge und gequälte Stimme
Dann wie ein Loblied tönt in blaue Nacht
Und helle Flut — so klagt: ‚Sie hätte singen,
Nicht reden sollen, diese neue Seele'."

III

Arthur Trebitsch

Auf dem Schottengymnasium zu Wien, daraus auch der geniale Otto Weininger hervorging, erwuchs, zwei Schulklassen höher, ein anderer, nicht weniger eigenartiger Schüler, namens Arthur Trebitsch. Er war, so bezeugt sein Lehrer, der jüdische Philosoph Wilhelm Jerusalem, ein außergewöhnlich schöner, blonder, blauäugiger Knabe. Sein Vater war, wie der Vater Ferdinand Lassalles und der Maximilian Hardens, Seidenhändler, ein reicher Mann, welcher große Verdienste um die Entwicklung der Seidenindustrie in Österreich hatte. Er war aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten und ließ seine drei Söhne, obwohl der Stammbaum beider Eltern rein jüdisch war, ohne Verbindung mit der alten Überlieferung aufwachsen und erfüllte ihre Herzen mit deutschen Hochzielen[9]).

Ein Midrasch erzählt von der Wette, welche Sturm und Sonne eingehen: „Wer von uns beiden wird dem Wanderer den alten Mantel rauben?" Der Sturm rüttelt und zaust, aber je eisiger er faucht und je gewaltsamer er den Mantel zu entführen trachtet, um so fester wickelt sich der Wanderer in das bergende alte Kleid. Aber

dann kommt die Sonne. Sie sendet ruhig lächelnd ihren wärmenden Strahl. Und der Wanderer legt von selber seinen Mantel von sich.

Es gehört zum Wesen der emporgekommenen Klassen, daß sie das Kleid ihrer Dienstjahre schnell vergessen und bald nicht mehr denken an das innigste Gebot des Judentums: „Vergiß niemals, daß auch du ein Knecht gewesen bist im Lande Ägypten."

Wo spricht man wohl mehr von Ideal und Recht als im gehobenen Bürgertum? Und wo wird noch einmal solche Vergötterung getrieben mit Erfolg und mit Besitz?

Wir haben an der geschichtlich gewordenen Figur eines französischen Hauptmanns ein trostloses Gleichnis erfahren für die gesellschaftliche Kraft des Golems, den die Menschen ihr „Ansehen" und ihre „Ehre" nennen. Während die besten Männer eines Zeitalters sich für das Schicksal des Hauptmanns Dreyfus aufopferten, Gerechtigkeit fordernd auch für den Juden, hatte dieser so verbürgerlichte als vaterländisch gesinnte Jude selber nichts anderes im Sinne als der führenden Gesellschaft seines Landes Loyalität zu beweisen und seiner Obrigkeit wohlzugefallen, sei's auch der krummen Obrigkeit.

Diese Art Stolz auf „Ansehen" und auf die „gesellschaftliche Zugehörigkeit" herrschte auch im Hause Trebitsch. Es war eine jener hochangesehenen guten Familien – „Wir sind ja alle so blond". „Wir sind die besten Turner". „Wir sehen gar nicht jüdisch aus" – die nie ahnen, wie geschmacklos es ist, den Boden zu verleugnen, daraus in Jahrtausenden der Baum seine Säfte empfing.

Eine Krankengeschichte gilt es zu erzählen. Ihr Kern ist kurz dieser: Arthur Trebitsch, geboren 1879 in Wien aus jüdischem Stamm, begabt als Dichter, Philosoph und Politiker, Verfasser von etwa zwanzig Büchern und zahllosen Aufsätzen, war bis zu seinem Tode am 26. September 1927 der wütendste Verfolger der Juden.

Sein Leben zeigt den Schulfall jüdischen Selbsthasses, wie seit dem Dunkelmänner-Zeitalter Johann Pfefferkorns kaum je ein zweiter Fall, gleich ergreifend und gleich hoffnungslos, erlebt worden ist.

Schon in früher Jugend keimte in dem schönen hellblonden Knaben ein phantastischer Wahn: ein jüdischer Geheimbund, über die ganze Erde hin verbreitet, trage sich mit Weltherrschaftsplänen und bedrohe die zur Menschheitsführung vorbestimmten *arischen* Völker. Er aber, Arthur Trebitsch, sei dazu ausersehen, das deutsche Volk vor den Juden zu retten.

Dies war sein Wahn. In seinem Dienste wurde er ein ehrlicher Kämpfer, Gesinnungsgenosse des Generals Erich Ludendorff und seiner Gattin Mathilde und jener den Nationalismus mit dem Sozialismus unklar verkoppelnden Gruppen, in deren Mitte manche jüdischen Antisemiten – Paul Nikolaus Coßmann, Ernst von Salomon – ihre wunderlichen Rollen spielen.

Es ist ein altes Gesetz, daß Überläufer zu Eiferern werden. Sie wären in sich selber nicht sicher, wenn sie nicht ausdrückliche Bestätigung von seiten einer Volkheit fänden. Kein reinbürtiger Deutscher könnte so polternd das Welschwort verfolgen wie Eduard Engel, der jüdische Reinerhalter der deutschen Sprache. Kein treudeutscher Soldat dürfte so geflissentlich sein deutsches

Soldatentum unterstreichen wie der jüdische Deutschtümler Arnolt Bronnen. Der einzige, wirklich judenfeindliche Verwalter, den Palästina gehabt hat, führte den jüdischen Namen Gabriel, und es dürfte kein Zufall sein, daß die Listen der vaterländischen Parteien eines jeden Landes immer viele Namen aufweisen, denen die Zuwanderung, die außervölkische Abkunft, das untermischte Blut leicht zu entnehmen ist.

Nicht daß ich die Liebe zur deutschen Heimat, nicht daß ich den Glauben an deutsche Seele hier einen „Wahn" nennen wollte. Auch der Jude kann an diesem Glauben und an dieser Liebe Anteil haben, ja er kann völlig in ihnen aufgehen. Denn wie die Könige, Helden und Führer der Vorzeit nahezu immer aus der Fremde eingewandert kamen (man glaubte sogar, daß sie aus jenseitigen Welten zugewandert seien), und fast nie „autochthonen" Blutes waren, so ist es auch in unsern späten Zeiten geschehen, daß Judenstämmlinge – wie Leon Gambetta in Frankreich, Benjamin d'Israeli in England, Lodovico Manin in Venedig, Joseph Nassi in der Türkei – zu Vertretern und Vorbildern anderer Nationen oder gar wie Torquemada zu wölfischen Eiferern anderen Glaubens geworden sind. Denn wie die Sehenswürdigkeiten einer Stadt den Eingeborenen, die sie täglich vor Augen haben, nichts mehr sagen und erst wieder Bewunderung erregen, wenn sie durch fremde Augen gesehen werden, so hat man auch häufig beobachtet, daß die Wunder einer jeden Volkheit am tiefsten gefühlt, am sichtbarsten verkörpert werden von solchen, die den Wert und die Besonderheit des Wertes noch frisch und beginnlich zu erspüren vermögen. Man mag

dabei an das bekannte Gesetz der Biologie denken, welches fügt, daß Kleinlebewesen, welche in einem Organismus, der an sie gewöhnt ist, vollkommen wirkungslos und gar nicht bemerkbar sind, sofort aufleben und wieder zu spüren sind, sobald ein blutfremdes und artneues Gewebe dazwischenkommt.

Es kann auf diesen Seiten nicht unsre Aufgabe sein, über das Verhältnis von Volk und Staat (zwei Begriffe, die ich für ebenso entgegengesetzt halte wie die Begriffe Natur und Organisation) Klarheit zu verbreiten. Ausdrücklich aber möge gesagt sein, daß jeder Staat *polynational* zu sein vermag und daß auch innerhalb der Volkheiten und Volksseelen keineswegs die *Inzucht des Blutes* entscheidend sein dürfte, wünschenswert aber nur gerade so lange, als eine noch unverfestigte primitive Lebenseinheit verfestigt, festgelegt, vor den Gefahren der *Allvermischung* (Panmixie) bewahrt werden muß. Ist aber durch Geschichte und Sitte eine starke und gute Rasse gezüchtet, dann ist die Untermischung der Blutarten und ihrer Eigenschaften schlechthin Forderung der Wohlgeburt. Mischungen von Volksstämmen sind nicht bloß erwünscht, sondern sind notwendig. Und die geschichtlichen Personen, die das Bild und Anbild einer Volkheit am reinsten verkörpern, können durchaus nicht aus Rasse-Stammbäumen erklärt werden. Ich erinnere mich einer Schauspielerin von rein jüdischer Herkunft, welche die Gestalten deutscher Frauen und Mädchen wie nie eine Frau zuvor verkörpert hat, und eines großen Sängers, der ungeachtet rein jüdischen Blutes stets als der Meister des deutschen Liedes geliebt worden ist.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Bewußtsein seiner germanischen Sendung aus Trebitschs innerstem Herzen so quellecht und redlich wie nur je aus der Seele eines „reinblütigen Ariers“ hervorbrach. Man darf glauben, daß er in jeder Faser deutsch fühlte und der sachlichste Träger deutscher Ziele war. Aber für ihn wurde es zum Verhängnis, daß in den deutschvölkischen Klüngeln der Kriegs- und Nachkriegszeit und in den politischen Bünden der Militaristen und Imperialisten nur wenige an die Unbefangenheit seines Deutschtums zu glauben fähig waren. Wie in gewissen Kreisen der Wissenschaft ein Mann, der auf Stil und Sprache hält und den Jargon der Schule nicht mitmacht, schon darum verdächtig ist, kein echter „Wissenschaftler“ zu sein, so ist in bestimmten Kreisen der deutschnationalen Mannheit ein jeder, der Geist hat und nachdenkt, schon dadurch verdächtig, mit dem feindlichen Ausland im Bunde zu stehn. Wer aber im eigenen Lager auf Mißtrauen stößt, der gerät leicht in die Gefahr, krasse Töne anzuschlagen. Auch edle Geister verfielen diesem Zwang. Paul de Lagarde ward mit seinem Deutschtum aufdringlich und unvornehm immer dort, wo er seine französische Abkunft vergessen machen wollte. Houston Stuart Chamberlain gebrauchte viel zu überstiegene, viel zu dicke Worte, als er in der Kriegszeit vergessen machen mußte, daß er der Geburt nach ein Engländer war.

Noch jede gegenjüdische Macht fand einen Generalstab von Juden, die alle Vorurteile ihrer Führer noch überboten. Arthur Schopenhauer wurde in seinen antijüdischen Anwandlungen durch seine ersten Apostel Frauenstädt und Asher nur bestärkt. Richard Wagner,

den man später doch selbst dem Judentume zurechnete, erfuhr durch seine Jünger Heinrich Porges und Hermann Levi mindestens keinen Widerspruch, als er Meyerbeer, Mendelssohn, Halevy, Bizet als die jüdischen Verderber der deutschen Musik verwarf. Friedrich Nietzsches jüdische Jünger, Paul Rée und Siegfried Lipiner, waren „Antisemiten", obwohl doch Nietzsche selber die Juden hochschätzte. Und der wüsteste aller Judenfresser, Eugen Dühring, stand eines Tages vor der erstaunlichen Tatsache, daß ein jüdischer Schriftsteller, Benedikt Friedländer, ihn aus Begeisterung für seine antisemitischen Schriften zum Erben eines beträchtlichen Vermögens eingesetzt hatte, nachdem er sich selber durch Selbstmord beseitigt hatte. So zerrt am Judentum, das sich verlor und seine stärksten Seelen (man denke an Jesus und an Spinoza) nicht zu tragen vermochte, eine mittelpunktflüchtige Gewalt. –

Ich stehe nicht an, in Trebitsch einen der vorzüglichsten Köpfe unserer Tage zu ehren. Er war ein Denker von Karat und von Eigenwuchs. Aber seine Leistung wurde totgeschwiegen. Auch heute (1930) dürfte Trebitschs Gedankenwelt nur wenigen vertraut sein. Diese Wirkungslosigkeit aber ist nicht aus bösem Willen zu erklären. Sie war ein unabwendbares Verhängnis. Das Schicksal eines Propheten, der für alle Parteien unverwendbar, ja für alle Parteien nur eine große Verlegenheit war. Es gibt unbequeme Denker, welche kein Neider öffentlich zu bestreiten wagt, weil jeder fühlt, daß eine reine Kraft in ihnen zutage trat und daß sie genug Wert besitzen, um alle Angriffe siegreich zu überdauern. Andererseits aber würden doch die Tonangebenden, Gelten-

den und Führenden sich eher ihre beredten Zungen abbeißen, als daß sie einen solchen Außenseiter loben und anerkennen würden. Denn nur wenige freie Seelen vermögen anzuerkennen, was ihr Selbstgefühl beeinträchtigt. Wir alle lieben und loben manche unbedeutende Wesen, weil unser eigenes Lebensgefühl durch ihre Gegenwart erhöht wird. Wie aber sollten wir ehren und lieben, was uns nur demütigt?

Arthur Trebitsch hatte die verhängnisvolle Eigentümlichkeit, auch mit der eigenen Partei beständig Streit zu suchen und ihr das zu sagen, was er jeweils für Wahrheit hielt. Er war naiv genug, zu glauben, daß die Menschen seine hohe Gesinnung anerkennen und ihm beistimmen müßten, während er auf ihre Schädel losdrosch.

Trebitsch spielte sich selber aus gegen die führenden Geister seines Lagers. Er deutete etwa an, daß er ein deutscher Mann sei, von echterer und besserer Art als Adolf Hitler oder als Alfred Hugenberg. Dadurch reizte er diese oder deren Anhänger natürlich zu der Feststellung, daß er, Trebitsch, „nur ein Jude" sei. Hinwiederum reizte er die Juden durch unglaubliche Beleidigungen. Aber was er auch sagte, auch das Unsinnigste begründete er mit so feinen Gedanken und verfestigte es so stark in letzten Erkenntnissen, daß nur wenig darauf zu erwidern blieb.

Nicht viele besaßen die geistigen Voraussetzungen, genug Sachlichkeit, Ruhe, Reife und vor allem genug Zeit und Muße, um sich mit Trebitschs breiten Schriften ernsthaft auseinandersetzen zu können. Es lohnte sich nicht, mit dem Sonderling zu rechten. Man ging achselzuckend an dem Verlegenheit Schaffenden vorüber,

während dieser sich immer tiefer in das Dickicht seiner unseligen Gedanken verlor.

Hie und da fühlte wohl ein Freund, daß hinter den verrückten Büchern ein Bedürfnis nach Gemeinschaft brannte, wie seit Schopenhauer, seit Nietzsche, seit Dühring kaum je ein Gleichbegabter es erlitten hatte. Von jüdischer Seite begnügte man sich kopfschüttelnd abzulehnen. Auf deutschnationaler schuf der Mann nichts als Unruhe und Verwirrung.

Als der leitende Faden durch Arthur Trebitschs bunte Bücher muß ein Gedanke gelten, der gut und fruchtbar gewesen wäre, wenn der Denker ihn nicht polemisch-tendenziös verbogen hätte. Es ist der Gedanke, daß ein zweifaches Erkennen und an der Hand dieser Zweiheit des Erkennens auch ein zweifacher Menschentypus unterschieden werden kann. Einmal nämlich sei Erkennen ein primäres Schauen von Bildern. Trebitsch nennt es „das fixativ festhaltende Erfassen von Welt". Sodann aber träte zu diesem fixativ bildhaften Erfassen noch ein zweites mittelbares reflexives Denken hinzu, welches die haftenden Bilder umdenkt in „Gegenstände". Das aber heißt in Rechenmünze, mit deren Hilfe der Verstand und die Sprache folgern und schließen kann. Diese zweite Art von Erkennen nennt Trebitsch im Gegensatz zum ursprungnahen Bild-Erfassen: „Das sekundäre, bewegliche Denken." Bei dieser Unterscheidung des urtümlichen Schauens vom beweglichen Orientieren handelt es sich um eine Einsicht, welche ich vor Jahrzehnten als *Ahmungspsychologie* bezeichnet und dann durch ein ganzes Leben ausgebaut habe.

So erscheint denn auch mir als eine wichtige Wahrheit, daß wir Menschen als bewußte, denkende, auch Sich Selber als Objekt besitzende Wesen die Welt immer *doppelt* haben. – Nicht freilich, wie Trebitsch meint, in zwei distinkten „Erkenntnisformen“, welche geschichtlich auseinander und nacheinander entstanden sind, wohl aber in zwei einander durchdringenden, begrifflich aber unterscheidbaren „*Funktionen*“, welche jederzeit und immer gleichzeitig *gelebt* werden. Einmal, als unbewußtes Schauen und zudem (im gleichen Akte) als bewußtes Wissen um „Gegenstände“. Anders gesagt: Die in unserm Bewußtsein gegebene gegenständliche Wirklichkeit ist immer unterströmt von einer anderen, subjekt-objekt-freien Wirklichkeit, von einer Wirklichkeit der *Ahmung,* in welcher wir das, was wir denken oder machen, zugleich auch *sind.* Diese Entdeckung ist in der Tat folgenschwer. –

Für Trebitsch wurde sie zum Ausgangspunkt für ein bedrückendes, zuletzt nur metaphysisch lösbares Rätsel. Es ist genau das selbe Rätsel, welches ich mit dem Titel meines Hauptwerks als „Untergang der Erde am Geist“ zu kennzeichnen versuche.

Dieses Geistesproblem (einerseits das Problem des Denkens und der Logik, andrerseits das Problem des Wollens und der Ethik) war die große Qual- und Notfrage aller Denker und Dichter im Abendland seit hundert Jahren. Es wurde auch die Qual- und Notfrage für die arme Seele Arthur Trebitschs. Leider versperrte er sich die Möglichkeit, in den Kern seiner Entdeckung einzudringen, indem er das „primäre Schauen der Bilder“, also das *ruhende* Erkennen, einfach etikettierte mit

dem schmückenden Beinamen *„arisches Denken"*; dagegen das „sekundär-bewegliche Orientieren", also jenen *verdinglichenden*, die Spaltung Subjekt-Objekt fundierenden Geist, an welchem das lebendige Erleben und Ahmen verengen, veröden, vergletschern kann, einfach etikettierte mit dem verneinend getönten Beiwort: *„jüdisches Denken"*.

Damit hatte Trebitsch einen Ariadnefaden durch alle Labyrinthe. Alles, was er *nicht* leiden konnte, sei es an sich, sei es an andern, alles, was ihm zweitklassig, zweitrangig, mittelbar, nur notentboren, nur kompensativ, nur kompensatorisch am Menschen erschien, das kennzeichnete er höchst einfach mit dem alles erklärenden Ekelworte *„jüdisches Denken"*. Und so wurde denn schließlich die ganze europäisch-amerikanische Zivilisation und alles Zweifelhafte an ihr, so wurde die Maschinenkultur, die Industrialisierung und Technisierung, der Kapitalismus, die Mechanistik, der Automatismus, der Taylorismus, die Vernutzung und Ökonomisierung der Welt, so wurde der Untergang der außermenschlichen Gestalten, die Verameisung der Menschheit, die Übermächtigung der Erde durch die arbeitende ökonomische Rasse, so wurde (wir könnten es leicht beweisen) die ganze Entwicklungsgeschichte des *Christentums* und schließlich der Niedergang des Erdballs, ja alles das Leben Auflösende für Trebitsch zu einer satanischen metaphysischen Gewalt. Und diese diabolische Gewalt hatte Gestalt gewonnen in einem bestimmten unerlösbaren Volke. Er nannte sie den fortschreitenden *„Semitismus"*! Er kämpfte wider sie als gegen die drohende *Judaisierung der Welt.*

Dies war seine fixe Idee. –

„Judaisierung" wurde das Schlagwort, mit welchem alle zarteren Fragen beiseite geschafft, alle wahrnehmbaren Mängel der Welt erklärt wurden. Es war die Theorie vom Sündenbocke. Die Theorie vom *Urbösen!* Er konnte mit ihr anknüpfen an die alten Rassefanatismen Henri Drumonts oder Eugen Dührings. Schon diese ältere Judengegnerliteratur hatte ganz unmißverständlich zu Kreuzzügen und Pogromen aufgefordert.

„Der unter dem kühleren Himmel gereifte nordische Mensch" (so hieß es bei Dühring) „hat auch die Pflicht, die parasitären Rassen *auszurotten,* so wie man bedrohliche Giftschlangen und wilde Raubtiere eben ausrotten muß."

Solcher Irrsinn wuchs nun bei Trebitsch aus zu einer Mythologie, die an Zarathustras Lehre erinnert. Es gibt ein gutes und ein böses Prinzip. Ormuzd und Ahriman. Der Lichtgott, das ist der blonde schöne blauäugige Arier. Der Nachtdämon, das ist der schwarzhaarige häßliche tieräugige Jude. Einige Jahrtausende wird dieser Kulturkampf dauern. Zuletzt aber wird der lichtbringende strahlende Baldur den höllenentborenen Judas überwinden.

Dies wäre, auf ein kindliches Knallbonbon-Verschen gebracht, der ganze Inhalt aller Bücher von Arthur Trebitsch. Sie haben einen Kern klarer Gedanken, die vergiftet und umnebelt sind von einer Wolke gelber Beeinträchtigungs- und Verfolgungsideen und sind somit vergleichbar einer lieblichen Landschaft, die immer im Kohlendunst der Geschütze liegt. Er sieht die Tatbestände keineswegs unrichtig, aber er trägt vor dem Auge

unablegbar das gelbe Glas seiner schrecklichen Seelenkrankheit. Und so sieht er denn alles zugleich scharf und gehässig verfärbt. –

Lange Zeit konnte der gute logische Oberbau hinwegtäuschen über den Wurmfraß im seelischen Hintergrunde. Von Jahr zu Jahr aber wühlte sich der Wurm offener ans Licht.

Zunächst lagerten bei Trebitsch, ähnlich wie zuvor bei Dühring, die gedanklichen Leistungen und die krankhaften Gefühle *neben*einander. Die sachliche Gedankenführung ließ nicht erkennen, welche „ressentiments" hinter den logischen Erörterungen standen.

Es ist bei kühnen Systembauern nicht selten (auch an Nietzsches Schriften ist es zu sehn), daß der lehrhafte Geist sein persönliches Erleben ins Allgemeingültige zu wenden versteht. Er kämpft scheinbar im Namen der allgültigen Wahrheit. Nur in kleinen Nebensätzen oder in Anmerkungen hört man ein verräterisches Knistern und fühlt, daß eine nur persönliche Seele sich in eisige Logismen verpanzert.

So wie Dühring, so hing auch Trebitsch seinen wissenschaftlichen Büchern einen persönlichen Teil an, in welchem er sein Herz erleichterte und gegen Feinde – Gegner kannte er ja nicht – vom Leder zog. Es war, wie wenn die Sauberkeit seiner Natur noch davor zurückschreckte, den Text guter Gedankenwerke mit persönlichsten Gefühlen zu durchsetzen. Sie flüchteten in klein gedruckte Anmerkungen. Aber allmählich wurden alle Bücher zu Schriften einer sich selbst entblößenden – Entrüstung. – Es ist ein tiefes Wort: *Entrüstung*. Wer sich entrüstet, der legt die Rüstung ab. –

Aus der großen Zweiheit: „Hie arisches Schauen – hie semitisches Handeln“ knospeten allmählich immer *neue* Ableger, neue kleine Dualismen hervor. So standen nun auf der einen Seite die vornehmen Germanen, auf der andern die aufgeregten Semiten. Hüben lebte die selbstbeherrschte schlichte Einfalt. Drüben eine unbeherrschbare Schwäche und Hysterie. Vor allem aber erzeugte dieses Arier-Semiten-Gegenspiel eine der Nietzscheschen verwandte Lehre vom „Sklavenaufstand in der Moral“.

Für diese Lehre vom *Sklavenaufstand* ist das letzte Buch, welches Trebitsch erscheinen ließ, seine 1925 veröffentlichte „Arische Wirtschaftsordnung“ kennzeichnend. Ein Buch, welches zwar noch einige haltbare Gedanken über Geld und Geldwirtschaft enthält, im ganzen aber nur die trostlosen Reste der grausen Trümmerstätte zeigt.

Trebitsch kommt in diesem Werke (obwohl er das nicht wahr haben will) durchaus hinaus auf die Theorie des Leninismus. Das heißt auf die weitestgehende Verstaatlichung aller Werkzeuge und Mittel des Lebens. Ja, er predigt ähnlich wie um die gleiche Zeit der Philosoph Leonard Nelson den mit aristokratischer Führerauslese verknüpften „Absolutismus der *Vernunft*“. Aber indem er die Diktatur der autonomen Vernunft errichtet, heftet er dieser allbeherrschenden Vernunft gerade die ihr entgegengesetzte allerunvernünftigste, nämlich nationale Etikette an. Herrschaft der Vernunft ist für ihn gleichbedeutend mit Herrschaft einer bestimmten Rasse und eines bestimmten Volkes. „Gerechte Weltordnung“ ist ihm ein anderes Wort für „germanische Weltordnung“. Sieg der Sittlichkeit ist für ihn das selbe,

wie Erdverwaltung durch die Deutschen. Das Deutschtum ist die erkorene Herrenrasse; der deutsche Mensch: der berufene Edelmensch. Es wird an diesem Buche klar, was schon in allen früheren Schriften sich angekündigt hatte, daß der Denker die Judenfrage vermengt mit der Frage der sozialen Not und mit der Moral der schlecht Weggekommenen und irgendwie Leidenden, mit der Frage der Demokratisierung und Proletarisierung, mit Arbeiterfrage, sozialer Frage, Minoritätenfrage. – Trebitsch faßt das Judentum auf als einen soziologischen Vorgang der fortschreitenden *Entsklavung.*

Er macht sich somit seine Verachtung der Juden sehr leicht. Er übersieht im Judentum alle konservativen aristokratischen individualen Bestände. Er bezeichnet als „Juden" jeden zur Herrschaft kommenden erbarmenden Jammertyp.

Ähnlich wie Nietzsche im „Antichrist" den Paulinismus und das ganze nachpaulinische Christentum (im Gegensatz zum Judentum und sogenannten Urchristentum) als „Sklavenaufstand in der Moral" betrachtet, so ist bei Trebitsch „der Jude" der Träger der Mitleids-(Rachmones-) Gefühle und aller Sklavenendziele.

Es ist nun merkwürdig, wie dieser zum Kriegergotte Wotan betende Jude sich abfindet mit der leidigen Tatsache, daß er doch selber aus der verhaßten Plebejerschicht emporgestiegen ist. Zuweilen läßt er durchblikken, daß er, wie durch ein Wunder, vor aller Judenblütigkeit bewahrt und mit reinem Arierblute gesegnet sei. Dann wieder erdrosselt er seine Minderwertigkeitsgefühle mit der Lehre, daß die in der dritten Generation getauften Juden sich zu Germanen umwandeln. Die

Emanzipation der Juden seit 1800 sei der selbe Vorgang gewesen, wie die Entsklavung der Plebs im alten Rom. Damals habe man verschiedene Typen unterscheiden müssen. Zunächst den *libertus,* den freigelassenen Sklaven von dem schon römisch gewordenen *libertinus,* dem Sohn eines Freigelassenen. (Trebitsch bringt geistreich und mit ähnlich kühner Etymologie wie Nietzsche sie liebt, das Wort „libertinus“ in Verbindung mit dem französischen „libertin“, also mit der Entartung des Sexuallebens.) Aber drittens endlich erschien im alten Rom der *ingenuus,* der bereits Freigeborne. Horaz, der Dichter, und Epiktet, der Philosoph, seien Abkömmlinge von Sklaven und dennoch schon echteste Römer gewesen. So sei es auch ihm geglückt, vom Pariatum seiner Vorfahren loszukommen.

Diesen Gedankengang und viele ähnliche deuten auf den wunden Fleck im Unterbewußtsein. Je erfolgloser, abgedrängter, vereinsamter der Kämpfer auf verlorenem Posten sich fühlt, um so rückhaltloser drängt sich ihm die Gewißheit auf, daß seine Lehre für ihn selber nicht stimme. Mit zynischer Vorliebe zitiert er ein unschönes Wort: „Was der Jude glaubt, ist einerlei, in der Rasse liegt die Schweinerei.“ Somit aber wäre es ja auch „einerlei“, was Trebitsch glaubt oder zu glauben glaubt, und er hätte die Aufgabe, ans Licht zu stellen, was er denn nun *sei.* Sein Lebensgefühl weiß, daß zehntausend Jahre Volksgeschichte nicht vom einzelnen Individuum aus zu durchstreichen sind und daß entfernte Vergangenheit auch im Gegenwärtigen lebendig blieb. „Ganz vergessener Völker Müdigkeiten kann ich nicht abtun von meinen Lidern“ . . .

So fühlt sich denn Trebitsch als *Verfluchter*, als „der Mann im Schatten". Das ist jener Lichthungrige, der immer der Sonne nachspringt. Aber sein Schatten springt mit. Er kann nicht in das Licht gelangen. Er bleibt, trotz aller Sprünge, eingebannt in den nächtigen Ring. Er kann nie loskommen von dem Bewußtsein: „Auch *du:* Jude."

Diese nicht seltene Psychose, dieser Fluch, aus dem Judenringe nicht heraus zu können, läßt die schöpferisch starken Gaben der Rasse verkümmern. Der Unsichere möchte gern sich vergessen oder sich vergessen machen. Er wirbt um Achtung, er bettelt um Liebe. Er offenbart sich nicht, sondern vermummt sich. Er gibt sich nicht, sondern schauspielert. Und er tut es vielleicht auch da, wo er naiv *ist.* Sein Werk ist nicht seine Haut, sondern ein Panzer. – Wie aber der geborene Aristokrat gewiß nicht aristokratelt, sondern gerade daran sich offenbart, daß er keine Vorrechte haben will und das Schicksal der Schwächeren auf seine stärkeren Schultern nimmt, in froher Selbsthingabe und Verantwortung, so wird auch ein gesundes Rassegefühl nicht mit dem Adel des Blutes prahlen, sondern die gute Art tut sich kund, ohne davon zu wissen. Wäre der Mensch froh und fest in sich selber, was kümmerten ihn dann wohl die schiefen Wertungen der Welt? Was die *Wortgespenster:* Jude, Christ, Semit, Germane? Aus unverbrüchlicher Selbstachtung, aus der Würde der guten Art strömen die unbesiegbaren Quellen. Der in sich selber glückliche Jude – grade in den schwersten Tagen dankte der Jude im Gebete für das Glück, als Jude geboren zu sein – konnte stets allein stehen, sogar gegen die ganze Welt. Wird aber Judesein

zum Begriff der Unsicherheit, will der Mensch statt Selbstbehauptung nur „Duldung“, so ist er verloren. Er muß dann dauernd versuchen, die „öffentliche Meinung“ zu seinen Gunsten zu beeindrucken. Bald durch Leistung, bald durch Abwehrvereine, bald durch Flucht in das Gemeine und Allgemeine, bald auch dadurch, daß er zum Herold seiner Tugenden wird, die eben dadurch recht zweifelhaft werden.

So ist die Lage *vieler* Juden! So war auch für Arthur Trebitsch die Lage. –

Arthur Trebitsch merkte nicht, daß er mit der Apologetik seines stark persönlichen Ich sehr geschmacklos wirkte, ja (was noch schlimmer ist als selbst eine Teufelei) – bemitleidenswert. Er merkte nicht, daß die Abfuhr, die er von den Deutschtümlern erlitt, durchaus berechtigt war. Dieser Denker bat ja um Entschuldigung dafür, daß auch er da sei. Er versuchte seine Existenzberechtigung nachzuweisen vor den Ohren von Leuten, die in aller Welt überhaupt nichts kennen und anerkennen als nur die Berechtigung und Notwendigkeit ihrer eigenen Existenz. Es klingt paradox und ist doch Wahrheit: auch zum Vertreter des Deutschtums kann der Jude nur dann werden, wenn er ganz bewußt Jude ist. Beaconsfield wäre als Kanzler Englands unmöglich gewesen, wenn er aller Welt beständig versichert hätte, er sei der echteste Engländer, statt daß er eben stolz darauf war, ein Jude zu sein.

Diese Zusammenhänge ahnte Trebitsch zuweilen. Er rettete sich in krasse Tollkühnheit. Er spielte den Dickfelligen und wurde überempfindsam. Seine monomane Angst, als Jude angesprochen zu werden, drängte ihn in alberne Streitigkeiten.

Wir kommen damit zu den Ereignissen seines äußeren Lebensgangs.

Betrachten wir das äußere Leben des erstaunlichen Mannes, so erscheint es als eine sinnlose Folge wilder Krawalle, Duelle, Prozesse, Krache und Händel. Das eine Mal ohrfeigt er einen Jugendfreund, weil der ihm die Berechtigung absprach, im Namen des deutschen Volkes öffentlich reden zu dürfen. Ein ander Mal strengt er einen Prozeß an und verficht ihn durch alle Instanzen, weil er sich von einem Herrn Irgendwer durch den Ausdruck „Jude" beleidigt und in seiner Deutschheit beeinträchtigt fühlt. Ein drittes Mal fordert er von Parteifreunden ein Vertrauensvotum und schickt jedem, der ihm das Vertrauen versagt, Sekundanten ins Haus mit der Herausforderung zum Waffengang.

Er verkracht sich mit allen Gruppen, verärgert die Nationalsozialisten, welche ihn zum Führer wählen, überwirft sich aber zugleich mit Kirche, Klerus und Zentrum. Er wirft Juda und Roma in einen Topf, entdeckt, daß der Katholizismus das Werk der Juden sei und redet fortan in einem Atem von „Juden und Jesuiten". Dann wieder findet er, daß auch die Freimaurer – Jesuiten seien und predigt nun gegen „Juden und Freimaurer". Schließlich fällt ihm alles, Luther wie Loyola, Sozialismus wie Christentum, unter das *eine* Ekelwort: Jude. –

Er zieht von Stadt zu Stadt. Diese Vortragsreisen nimmt er ungeheuer wichtig. Er betrachtet jeden gelegentlichen Vortrag als ein Manifest an das deutsche Volk. Und indem er vor ein paar hundert Urteilslosen

spricht, empfindet er sein Auftreten als eine Tat gleich der Tat Luthers, als dieser die Bannbulle des Papstes verbrannte. Seine wirklichen Erfolge stehen in lächerlichem Verhältnis zu dem Leben, das er in der Phantasie führt. Er gibt mit jeder Rede seine ganze Seele preis. Manchmal gelingt es ihm, die Menschen bis zu Tränen zu rühren. Einzelne entfesselt er zu Ekstasen. Es gibt Jünglinge, die ihm nachreisen, und Frauen, die sich ihm ans Herz werfen. Aber im allgemeinen gilt er nur als „interessanter Fall". Als Unikum, das man gelegentlich gern reden läßt und sich anhört mit einer Mischung aus Wohlwollen und Befremdung. Keine Gruppe nimmt ihn ganz ernst. Keine Partei steht hinter dem Unangenehmen. Allmählich verläuft sich der kleine Kreis persönlicher Anhänger. –

Arthur Trebitsch hatte gleich seinem Gesinnungsgenossen Dühring lebenslang ein schweres Augenleiden zu ertragen. Es führte zu allmählicher Erblindung. Vielleicht steht die anwachsende Blindheit in Zusammenhang mit dem Fortschreiten seiner seelischen Erkrankung. Während des Krieges hinderte ihn, den leidenschaftlichen Turner und berühmten Sportsmann, zu seinem Schmerze das Augenleiden, als Soldat ins Feld zu gehn. Er machte sich in der Kriegshilfe nützlich, hielt Kriegsvorträge und verfaßte eine vom deutschen Kaiser sehr wohlwollend aufgenommene Flugschrift in Versen, welche die baltischen Adeligen aufforderte, sich an Deutschland anzuschließen . . .

Der Zusammenbruch Österreichs, die Revolution trieben Trebitsch in einen Zustand hoffnungsloser Raserei. Er wurde immer rechthaberischer, wahllos in den Mit-

teln und leichtgläubig in der Richtung der ihn beherrschenden Schrulle. Ungleich geistiger als die primitiven Helden des Faschismus, wirkte er doch lächerlicher als irgendein anderer aus dieser die Lächerlichkeit nicht scheuenden Gruppe, weil er nicht unbefangen seine Erdichtungen zu predigen vermochte. Je nachhaltiger in ihm der Gedanke wühlte: „Der Jude muß vernichtet werden, auch der Jude in meiner Seele", um so drohender schwoll die geheime Angst: „Es wird ein Rückschlag kommen. Der Jude wird sich rächen."

So entstand aus dem Größenwahn der Verfolgungswahnsinn.

Es haben sich Ärzte gefunden, darunter ein Assistent der Wagner-Jaureggschen Klinik in Wien, die für Arthur Trebitschs geistige Gesundheit zeugen. Ich werde im Folgenden nur wenige Geschehnisse aus der Zeit von April bis Mai 1919 anführen. Sie scheinen mir das Krankheitsbild der Paranoia ganz sicherzustellen. Doch müssen wir der Darstellung eine Bemerkung vorausschicken.

Arthur Trebitsch hat auch nach diesen Geschehnissen scheinbar zurechnungsfähige Werke herausgegeben. Er hat die Geschichte seines Verfolgungswahns aufgezeichnet, ähnlich wie August Strindberg die Geschichte seiner kranken Jahre geschrieben hat. Beide Fälle, Strindberg und Trebitsch, haben manche Ähnlichkeit. Beider Männer Leben hatte eine manische Periode, nach welcher ein Zusammenbruch und damit eine Beruhigung eintrat. In der manischen Zeit, welche Strindberg in Paris, Trebitsch in Berlin erlitt, waren sie zweifellos irrsinnig.

In beider Seelenleben verfestigte sich eine in der neueren Zeit häufig gewordene Zwangsidee: die ungewisse Angst vor Krankheits- und Todesstrahlen und die Überzeugung, daß unbekannte Verschwörer sie durch Strahlen, welche nicht ins Bereich der menschlichen Sinne fallen, zu töten gedächten. –

Ich stelle nunmehr einige Einzelzüge zusammen und wähle nur solche, die Trebitsch selber in seiner manischen Exhibitionssucht erzählt hat.

Am 2. April 1919 kommt er nach Berlin, um dort einen Vortrag über das Thema „Wir Deutschen in Österreich" zu veranstalten, der am 25. April im Blüthnersaale stattfinden sollte. Trebitsch mietet ein Zimmer in Wilmersdorf. Der Vermieter besitzt im Hause ein Weinrestaurant, in welchem Trebitsch seine Mahlzeiten nimmt. Schon in der ersten Nacht erleidet er einen Vergiftungsanfall mit Anschwellen der Ohrspeicheldrüse, starkem Speichelfluß und präkordialen Ängsten. Er entdeckt am Morgen über seinem Bette zwei scheinbar von eingeschlagenen Nägeln herrührende kleine Löcher und glaubt nun, daß durch diese Löcher unsichtbare Hochfrequenzströme in das Zimmer geleitet werden. Er begibt sich in das Weinrestaurant, wo er die Bekanntschaft eines jüdischen Bildhauers macht, den er alsbald als einen Beauftragten der Verschwörer durchschaut. Er ist nun überzeugt, daß ein Geheimbund – er nennt ihn die „Weltchawrusse" – ihn ermorden will. Auch der Wirt – so scheint es ihm – unterstützt das Mordkomplott. Eine in der Nachbarschaft wohnende jüdische Familie hat den Auftrag, durch Geräusche während des Halbschlafes ihn zu ängstigen und verwirrt zu machen.

Er läßt an der Vortüre zu seinem Zimmer ein nur von innen zu öffnendes Schloß anlegen. Auch läßt er über dem Bette eine Alarmglocke anbringen. Als ein Besucher ihm zeigt, daß das neue Türschloß auch von außen zu öffnen ist, da ist er überzeugt, daß der Schlosser ein verkleidetes Mitglied der „Chawrusse“ war. Er entdeckt nun, daß das Schloß spitz zugeschliffen ist, damit er sich daran verletzen soll. Er entdeckt ferner, daß man ihm Nägel ins Bett gelegt hat und daß in seiner Abwesenheit das Zimmer untersucht wurde und die Löcher über dem Bette verändert worden sind.

Um die selbe Zeit erlebt er eine wirre Liebesgeschichte. Er unterhält ein Verhältnis mit einer in Charlottenburg wohnenden Dame, Witwe eines Offiziers und Katholikin, welche sich ihm als Verehrerin seiner Schriften genähert hat. Im März 1919 hatte es zwischen ihm und der Geliebten Streit gegeben, als sie ihm mitteilte, daß sie ein Kind von ihm erwarte. Er erkennt zwar die Vaterschaft an, will sie aber nicht heiraten, sondern verspricht 100 000 Kronen und die spätere Adoption des Kindes. Hinterdrein aber versagt er das Geld und unterstützt eine Operation, durch die das Kind entfernt wird. An diese Frau schreibt er unsinnige Briefe, in denen er sie beschuldigt, von der „Alliance Israélite“ gegen ihn gedungen zu sein. Die Briefe hinterlegt er bei Gesinnungsfreunden, weil er überzeugt ist, daß die „Alliance“ von den Briefen Wind bekommen hat und nun daran arbeitet, ihn zu vernichten, damit die Briefe nicht in die Öffentlichkeit gelangen. Dieser Wahn hindert ihn aber nicht, den Verkehr mit der seiner Meinung nach ihn verratenden Frau fortzusetzen. Er beschuldigt sie, daß sie

ihn mit einem jüdischen Arzte betrüge; besucht aber doch mit der Frau und mit dem Arzte Gesellschaften und Bälle.

Am 5. April, also drei Tage nach seiner Ankunft in Berlin, verschwindet Trebitsch aus seiner Wohnung in Wilmersdorf und begibt sich ins Kriegsministerium, um Schutz nachzusuchen gegen eine ihn am Leben bedrohende Verschwörung. Völkische Gesinnungsfreunde bieten ihm Unterkunft. Er wohnt nun nacheinander bei drei voneinander unabhängigen deutschvölkischen Familien, und jedesmal wiederholt sich das selbe. Er verspürt in der Nacht vergiftende Ströme und beschuldigt seine Gastgeber, daß ein von der „jüdischen Weltchawrusse“ gedungener Spitzel im Hause sei.

Bei dem ersten Gastfreunde erbittet er am Abend ein Schlafpulver, aber entdeckt dann, daß man ihm Gift gegeben habe. Er sucht in der Nacht die Toilette und merkt, als er sie verschlossen findet, daß man ihn zwingen wolle, einen Dienstboten zu wecken, um ihn dann als geisteskrank in eine Anstalt überführen zu lassen. Er beschmutzt das Waschgeschirr und riegelt sich ein. Am Tage weigert er sich, zu öffnen. Er zwingt die Leute, durch die Fenster einzusteigen und bedroht sie mit einem Revolver. Sie kündigen ihm die Gastfreundschaft, und er begibt sich in eine andere Familie.

Bei dieser zweiten Familie erklärt er todkrank zu sein, und legt sich zu Bett. Nachts geistert er durchs Haus und entdeckt, als ihm die Türklinke zum Badezimmer in der Hand bleibt, daß die Familie ihn in eine Falle locken wolle, um ihn zu ermorden. Wieder riegelt er sich ein, und als man am Tage Sanitätssoldaten her-

beiholt, springt er aus dem Fenster und läuft ohne Hut und Mantel und unter Zurücklassung seiner Sachen davon. Er treibt sich nun einen Tag lang in Berlin herum und begeht dabei, immer im Wahn verfolgt zu werden, die unzweckmäßigsten Handlungen. Schließlich erscheint er, abgerissen und verstört, bei einer dritten ihm befreundeten Familie. Diese benachrichtigt Ärzte und telegraphiert an seine Angehörigen nach Wien. Seine Frau kommt, um ihn zu holen. Frau, Bruder und nächste Freunde zweifeln nicht daran, daß er geistesgestört sei. Er zieht sich zurück in ein Landhaus in Sulz-Stangau bei Wien.

Er lebte nach diesen Vorfällen noch acht Jahre, während deren er eine Anzahl Bücher gegen die Juden veröffentlicht hat, in deren Mittelpunkt immer der alte Wahn steht, von einem Geheimbunde verfolgt zu werden. Diese Wahnidee stützt er durch Zitate aus einem lächerlichen, dummen Machwerk, das längst als eine plumpe Fälschung entlarvt ist, die sogenannten „Protokolle der Weisen von Zion“. –

Es wäre sinnlos, der ganzen Geschichte des äußeren Lebens nachzugehn. Ich stelle nur noch einige absurde Behauptungen Trebitschs zusammen.

Engelbert Pernerstorfer, der Wiener Sozialist, Trebitschs naher Freund, ist von der „Chawrusse“ auf dunkle Weise durch schwarze Magie ermordet worden, weil er ihr zu deutschgesinnt war.

Houston Stuart Chamberlain, der an Muskelschwund starb, ist gleichfalls von den Juden ermordet worden. Trebitsch, welcher Chamberlains Philosophie „den Übergang von Kant zu Trebitsch“ nennt, reiste

eigens von Wien nach Bayreuth, um Chamberlain zu warnen.

Als sein jüngerer Bruder sich das Leben nimmt (ein dritter Bruder, Siegfried Trebitsch, der Übersetzer Shaws, hielt sich stets von dem Wahne Arthurs fern), führt Trebitsch diese Tat zurück auf die Wirkung eines jüdischen Hypnotiseurs, der den Verstorbenen unter seinen Willen gebracht und ihn zum Selbstmord gezwungen habe.

Als Frau Marie Trebitsch, seine Gattin stirbt, an Hirnhautentzündung und Stirnhöhleneiterung, da steht ihm fest, daß die Juden ihn, Trebitsch, durch Ströme hatten umbringen wollen, daß aber die arme Frau, da sie die Schlafzimmer wechselten, statt seiner dem Attentat zum Opfer fiel.

Es steht ihm ferner fest, daß die Juden seine Briefe auffangen, daß sie auf sämtlichen Postämtern und Telegraphenämtern Spione unterhalten, daß alle Telephongespräche der Welt von Abgesandten der „Weisen von Zion“ belauscht werden.

Er glaubt, daß auch innerhalb seiner eigenen Partei, der antisemitisch-deutschvölkischen, die Juden als geheime Schieber arbeiten. In einem „Kulturbunde“ stellt er den tollen Antrag, man solle eine Kommission ernennen, welche die Mitglieder des Bundes zu untersuchen habe, ob nicht ein Beschnittener darunter sei, damit sich nicht jüdische Spitzel einschleichen können.

Diese Judenschnüffelei verwickelt ihn in immer neue Händel. Er behauptet, daß die Juden durch Frauen, die sie den ihnen gefährlichen Politikern oder Dichtern zuführen, die Geister zu verderben trachten. So seien die

Schriftsteller Laurids Brunn und Arthur Dinter durch Weiber, die im Dienste der Juden ständen, zum Mystizismus verführt worden. Die meisten Staatsmänner würden von der „Chawrusse" mit Jüdinnen verheiratet. Er selber sei viermal einer luetischen Infektion entgangen, durch welche die Juden ihn hätten paralytisch machen wollen. Dergleichen tolles Zeug schreibt er in Menge zusammen. –

Unterstellen wir die Annahmen Trebitschs als wahr, so müßten viele Hundert voneinander unabhängiger Personen alle gewußt haben von dem Plan der „Weltchawrusse", den unseligen Mann zu beseitigen. Er behauptet, daß etwa fünfzig Personen ihn verfolgt haben. Er hütet sich die Namen zu nennen, aber es geht doch aus seinen Anklagen hervor, daß er zum Beispiel die folgenden Personen für beeinflußt vom jüdischen Geheimbund hält: den Nervenarzt Dr. v. Nordberg in München, Fürst Felix Lichnowsky in London und seine Gattin, die Schriftstellerin Mechtild Lichnowsky, den Berliner Arzt Carl Ludwig Schleich, die Schriftsteller Ferdinand Runkel und Hermann Bahr, die Verleger Beck in München, Grunow in Leipzig, Strache in Wien und Borngräber in Berlin.

Die Deutung der kranken Vorstellungen ist einfach. – Er symbolisiert Vorgänge seines Innern, indem er sie in die Außenwelt legt. Der Wahn, von einer „Weltchawrusse" verfolgt zu werden, stieg aus dem dunklen Instinkt für die tragische Sinnlosigkeit der eigenen Stellung. Der Zwang, sich selber als reinen Urarier auftrumpfen zu müssen, während doch insgeheim der Gewissenswurm an ihm nagte, in eigener Person aus dem

„Haus der Tantaliden“ zu stammen und unterirdisch an diese Nabelschnur gebunden zu sein, führte zu solcher Übersteigerung, daß er sich gar nicht genug tun konnte in tobendem Beschimpfen, Verleumden und Herabmindern alles Jüdischen, von dem er doch keine klare Vorstellung hatte. Indem er in sich selber den „Juden“ verfolgte, glaubte er von Juden verfolgt zu sein.

Sein Wahn, von krankmachenden Strahlen umgeben zu sein, gab eine scheinlogische Ausdeutung für die von Seele zu Seele flutenden Stimmungen. Unfreundliche Gedanken, die einem kranken Menschen begegnen, werden von ihm wie körperliche Kräfte empfunden und machen ihn krank. Man weiß bei überfeinfühligen Personen oft nicht, ob die Empfänglichkeit für seelische Einflüsse die Folge ist einer objektiv begründbaren Störung oder ob umgekehrt das Leiden und die Störung erst entstehn als die Folgen einer überempfindlichen Einbildungskraft[10]).

Trebitsch richtete an die Regierungen Gesuche, darüber zu wachen, daß die Versuche mit Wellen, welche nicht ins Bereich menschlicher Sinne fallen, nur von „arischen Physikern“ angestellt werden dürfen. Es bestehe eine internationale Komorra der jüdischen Techniker und Ingenieure. Jene Teile der Physik, welche für die kommende Menschheit verhängnisvoll werden könnten, sollten nach dem Entschlusse der „Weisen von Zion“ ausschließlich von jüdischen Physikern und Mathematikern in Angriff genommen werden.

Wirklich grauenhaft mutet es an, daß er die „arischen Forscher“ auffordert, an ihm zu experimentieren. Man möge seinen Schädel messen. Er habe durchaus den

dolichokephalen Goten- und Nordgermanenschädel. Man möge sein Blut untersuchen. Es reagiere durchaus als reines Germanenblut. Auch sein Gehirn sei das typische Germanengehirn. So hatte der die Menschheit vergiftende Rassenunsinn diesen bedeutenden Menschen *verrückt* gemacht. –

Ein gemeinsamer Freund schildert uns das Ende folgendermaßen: „Arthur Trebitsch hat in den letzten Jahren seines Lebens an Verfolgungswahn gelitten. Es war ein seltsamer Wahn, der sich auf einen einzigen Punkt konzentrierte. Auf allen anderen Gebieten des Geistes war Trebitsch bis zuletzt von seltener Klarheit, Schärfe und Logik. Ihn sprechen zu hören war ein Genuß, so lichtvoll waren seine Gedankengänge. Er war überzeugt, daß die „Alliance Israélite", eine geheime Brüderschaft, ihn ermorden wolle, wie sie alle Menschen, die ihr nicht genehm seien, einfach verschwinden lassen könne. Diese Gesellschaft arbeite mit besonderen Geheimmitteln, mit drahtlosen Strömen oder mit Giftgasen, die sie durch Mauern sende. Er behauptete, diese Ströme und Gase zu fühlen. Nächtelang wanderte er in seiner Wiener Wohnung von Zimmer zu Zimmer. Sein Bett stand auf Glasfüßen, um es zu isolieren. Die Zimmer waren mit isolierenden Drähten umspannt, und zuletzt ließ er sich im Garten seiner Villa in Sulz-Stangau ein Glashäuschen errichten, in dem er schlief. Er war auch überzeugt, daß die Juden Houston Stuart Chamberlain auf diese Weise langsam getötet hätten. Als er von der Erkrankung des von ihm verehrten Mannes hörte, fuhr er selbst nach Bayreuth, um ihn zu warnen. Es hat ihm furchtbar weh getan, daß Chamberlain ihm nicht geglaubt und zu sei-

nen Warnungen nur gelächelt hat. Was er auf dem Gebiete seines Wahns vorbrachte, war derartig suggestiv überzeugend, daß ich manchmal wirklich so weit war, alles für wahr zu halten. Tatsächlich waren alle Metallgegenstände auf seinem Schreibtisch magnetisch und ebenso war seine Taschenuhr eines Tages stehengeblieben, und es wurde vom Uhrmacher konstatiert, daß die Bestandteile magnetisch geworden waren. Was soll man davon denken? Wir, die ihm nahestanden, haben oft nicht gewußt: Ist er wahnsinnig oder nur ungeheuer hellsehend? Er starb am 26. September 1927 in Eggersdorf bei Graz an einer zunächst verheilten, aber wiederaufgebrochenen Miliartuberkulose, die mit Entzündung der Mundhöhle begann, auf die Zunge übergriff und reißend schnell zum Ende führte. Er hat natürlich dieser Diagnose nicht geglaubt und war fest überzeugt, daß es den Juden trotz aller seiner Vorsicht nun doch geglückt sei, ihn zu vergiften. Er starb in der Klinik seines langjährigen Freundes und Arztes Prof. Hermann Schmerz, des ausgezeichneten Menschen und großen Chirurgen. Er wurde Donnerstag, den 29. September, in Sulz-Stangau beerdigt. Die Todesanzeige für die Freunde war unterzeichnet von Herbert Müller-Guttenbrunn, Wien XVII, Schulgasse 80 . . ."

Wir stehn vor einem tragischen Schicksal. Da geziemt ehrfürchtiges Schweigen. Dennoch kann ich nicht umhin, die Freunde von Arthur Trebitsch anzuklagen, seine Familie, seine Frau, seinen Bruder, daß sie nie erfühlten, wie unwürdig es ist, als Judenstämmling gegen Jüdisches aufzutreten, ohne sich selber preiszugeben. Es ist das Gegenteil des christlichen wie des deutschen Lebens-

gefühls, eine Schuld nicht zuerst in sich selber zu suchen. Lägen im Jüdischen wirklich Schäden – und wer wollte sie bestreiten? – so haben wir sie eben dort zu erkennen und dort an ihrer Ausheilung zu arbeiten, wo es ganz allein *möglich* ist, die Welt zu erkennen und an ihr etwas zu ändern. Der einzige Punkt, wo das möglich ist, ist ausschließlich das eigene Ich.

Der brüchige Mensch bessert umgekehrt, ja beschimpft eher die ganze andere Welt, ehe er still in seine eigene Untiefe steigt. Dadurch gerade schließt er sich von der Welt aus und gerät zu ihr in Widerspruch. Gedrückte noch tiefer drücken, Geschlagene weiter schlagen, Geschmähte wilder schmähen, das ist nicht vornehm und macht verächtlich.

Wir hatten die Wahl, in Arthur Trebitsch einen verächtlichen oder einen unglücklichen Mann zu sehn. Wir sehen in ihm einen Unglücklichen[11]).

IV

Max Steiner

Am 22. Juni 1910, vormittags, fand man den Studenten der Chemie Max Steiner aus Prag in seiner Stube im Norden Berlins auf seinem Bette tot. Er war angetan mit einem neuen Anzuge, den er sich für die Doktorprüfung hatte anfertigen lassen. Seine Vorexamina hatte er hinter sich, wollte noch promovieren und hatte seine Dissertation über Chemie der Riechstoffe bereits eingereicht. Die Berliner Fakultät hatte sie angenommen und hatte den 23. Juni zum Termin für die mündliche Prüfung angesetzt.

Zu seinen Wirtsleuten hatte der Student geäußert, daß er seinem Lehrer, Professor Emil Fischer, dem berühmten Chemiker, die übliche „Examenvisite" abstatten wolle. Dann hatte er sich für die Visite angekleidet. Aber während des Ankleidens muß ihn plötzlich der Lebensüberdruß gepackt haben.

Er besaß Giftstoffe, mit denen er als Chemiker zu experimentieren gewohnt war. Ehe er das Gift nahm, hatte er einen kurzen Abschiedsbrief an seine Eltern geschrieben.

In dem Briefe bat er sie, zu verzeihen, daß er sein

Leben freiwillig ablege. Einen eigentlichen Grund dafür könne er nicht angeben und habe auch keinen. Nie sei er so fröhlich gewesen wie jetzt in der Stunde seines Abscheidens. Er sei auch wegen seiner Prüfung ganz unbesorgt. Das hoffnungslose Leid alles Lebens laste auf ihm, nicht aber die Doktorprüfung. Sein Überdruß am Leben sei seine letzte Erkenntnis. Man möge ihm nun Ruhe gönnen.

Der Verstorbene, am 21. Mai 1884 geboren, war 26 Jahre alt geworden. Zwei merkwürdige Bücher von ihm waren im Verlage von Ernst Hofmann in Berlin erschienen. Sie hatten in Kreisen der Wissenschaft einige Bewegung ausgelöst.

Das erste Buch, 125 Seiten stark, war im Jahre 1905 herausgekommen und führte den Titel: „Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums. Eine kritische Untersuchung“. Das zweite, 244 Seiten starke Werk war im Jahre 1908 erschienen und trägt den Titel: „Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen“.

Es erregte Aufsehen, daß Houston Stuart Chamberlain, der damals meistgelesene Philosoph, an den ihm unbekannten Studenten den folgenden Brief richtete: „Daß selbst die bestgegründete Regel oder wie unser lieber alter Kant gesagt hätte – Maxime – nur durch die richtig angebrachte Ausnahme lebendigen Sinn erhält, merke ich heute, wo ich einem mir gänzlich unbekannten Autor schreibe, um ihm für Belehrung, Anregung, Genuß, ja Befreiung zu danken. Julius Wiesner, der Physiologe, machte mich auf Ihr Werk aufmerksam und trotzdem ich gerade mit Arbeit überhäuft bin, habe ich es gestern in einem Zuge Zeile für Zeile durchgelesen.

Spät erst kam ich ins Bett, denn ich konnte mich von dieser unerwarteten unverhofften Freude nicht trennen. Ginge es nach meinem Wunsche, so sollte das Buch bald in 200 000 Exemplaren verbreitet sein"[12]).

Obwohl also die Begabung des jungen Mannes in wissenschaftlichen Kreisen bekannt geworden war, so wußten doch nur wenige um den Toten. Und ähnlich wie bei dem freien Tode Otto Weiningers, ergingen sich die Zeitungen in unbestimmten Vermutungen über die Gründe seines Abscheidens. Die einen redeten von einer Examenneurose. Angst vor der Doktorprüfung solle den Studenten plötzlich überwältigt haben. Andere wiesen darauf hin, daß er ein einsames Leben geführt habe, abseits und asketisch, und daß er in der letzten Zeit infolge einer Zungenverletzung immer grämlicher geworden war.

Nur wenige Freunde kannten die Wahrheit. Einer dieser Freunde, Kurt Hiller, ordnete den Nachlaß. Es fanden sich in ihm Bruchstücke zu einem dritten Werk: „Die Welt der Aufklärung". Hiller sammelte diese Notizen und gab sie 1912 heraus mit einer Einleitung und mit einem Bilde Steiners aus dem Jahre 1903.

Aus dem Bilde blickt uns ein Jüngling an in starrer Haltung. Er ist steif eingezwängt in einen schwarzen Gehrock mit Seidenaufschlägen, in einen hohen Stehkragen und ein gestärktes Vorhemd. Er hat ein sehr junges Gesicht in eben beginnender männlicher Reifung. Es ist ein blonder kühler Typ. Auffallend wellig und stark das hellblonde Haupthaar. Aquamarinhell leuchten die blauen Augen. Seine Stirn ist so breit wie hoch. Klein und schmal ist die strenge Nase. Und streng auch sind die auffallend schmalen geschlossenen Lippen, dar-

über der Anflug des eben sprossenden Bärtchens liegt. Breites Kinn, großes Ohr.

Der Ausdruck: lachend, lebendig, ironisch, frech und tiefschmerzlich. Obwohl jede Einzelform des Gesichtes den üblichen Vorstellungen von jüdischem Gepräge widerspricht, spürt doch der Physiognomiker: Dies kann nur ein jüdischer Intellektueller sein . . .

Über die Entwicklung des Frühvollendeten sind wir durch die drei Bücher unterrichtet, die den gleichen Faden zu Ende spinnen.

Die Stadt Prag, in welcher Max Steiner Piaristenschule und Grabengymnasium besuchte, ist die buntscheckigste Stadt Europas. Ihre uralte Judengemeinde ist die intellektuellste der Welt. Zwei Kulturen, sudetendeutsche und westslawische, schmolzen hier ineinander, und jedes Kind der gebildeten Schicht spricht ebensogut tschechisch wie deutsch. Die Stadt hat tausend Kirchen und Kapellen. Ihre tausend barocken Fassaden und düstere Wölbungen voller Weihrauch ragen über Grüften, darin die Geschichte dreier Völker schlummert.

Steiner erlebte die erste Blütezeit der tschechischen Dichtung: Otokar Březina und die gewaltigen Dichter des Proletariats Petr Bezruč und Jiři Wolker. Die dunkle verfallene Süßigkeit des alten katholischen Prag wehte aus den weichen Strophen Rainer Maria Rilkes.

In einer Welt voll großer Spannungen erwuchs Max Steiner, unter den vielen Intellektuellen der intellektuellste. Er war eine ausgesprochen logisch-mathematische Begabung ohne rechte Beziehung zum Musischen. Er trug in sich wenig Musik, wenig Lyrik, wenig Dichtertum, nur starke Leidenschaft für die Erkenntnis und

einen derben Verstand, dem das Denken selber zur Fraglichkeit wurde.

Mit zwanzig Jahren wurde er Student der Naturwissenschaft. Da er mittellos war, so wählte er die Chemie als Brotstudium. Sein Eifer aber galt der Philosophie und Mathematik.

Im Juli 1903 hatte er die Matura bestanden, im Oktober kam er nach Berlin, das er von da ab nicht wieder verließ. Er geriet in Berlin in einen Kreis junger Akademiker und Intellektueller, die nächtelang diskutierten über Tat, Religion, Wissenschaft, soziale Fragen. Es war ein Kreis pyrrhonistischer Logiker und ethischer Marxisten. Steiner war der skeptischste unter ihnen, aber auch zugleich der strengste an sittlichen Forderungen.

Auch im Erotischen war Max Steiner abweisend, entsagend und herb. Er war geneigt zu vergötternder Freundschaft. Aber man bemerkte an ihm nie, soweit man ihn kannte, einen Trieb zum Weibe. „Tragisch", so schrieb er, „ist nicht Weib und Liebe. Tragisch ist nur die Erkenntnis."

Ein herber Jüngling von äußerstem Sittlichkeitsbewußtsein, Geltungswillen und ethischem Ehrgeiz, kannte er nur ein Lebensideal gleich dem der griechischen Gymnasten: „Immer der Erste sein und Sieger werden im Wettlauf."

Kurt Hiller, selbst ganz Kampf und Klugheit, berichtet: „Der Zug, der jedem, der mit Steiner in Verkehr trat, unausweichlich zuerst auffiel, war: grausame Kühle und Schärfe in der Konversation, ein unirdisches Freisein von Sentiment und der ruhelose Drang, sich Über-

legenheitsgefühle zu verschaffen. Das machte die Debatten mit ihm zur Folter und zu Ekstase." –

Die große Mode des Kurfürstendammes um 1900 war noch nicht, wie zwanzig Jahre später nach dem verlorenen Weltkriege, das tröstliche „Irrationale", der „Mythos", das „Kosmische", die „Astrologie". Damals hieß die große Mode: Haeckels „Welträtsel", Bölsche, „Das Liebesleben in der Natur" und Carneri, „Der moderne Mensch". Oder (als eine Gegenmode von seiten der Noch-Aparteren) Hermann Cohens „Reine Logik", Chamberlains „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" und Friedrich Albert Langes „Geschichte des Materialismus". Zwischen diesen beiden Lagern: Hie Darwin – hie Kant schwankte auch der junge Student.

Er war ein wirklich armer Junge aus orthodoxem jüdischen Haus, der durch Gelegenheitsarbeit und Stundengeben sein Studium erwarb und in dem Hinterzimmer nahe dem Alexanderplatz oft von Kaffee und Schwarzbrot lebte. Weltunläufig, ein harter Geist, ein braver Provinzler, blickte er wehrlos in die urbane Welt der in allen Sätteln Gerechten und mit allen Wässern Gewaschenen.

Auf allen Gebieten des geistigen Lebens sah man damals überlegene und bedeutende Juden an der Spitze. An der Berliner Universität dämmert bereits der Geist von heute, der durch drei jüdische Namen zu bezeichnende: Einstein, Bergson, Husserl.

Einer aber lebte damals als das allformulierende Gehirn und allüberschauende Auge der Dreimillionenstadt. Das war der „ewige Berliner Privatdozent", vom Kultusminister, Herrn von Goßler geflissentlich übergangen, von

seinen Kollegen halb mit Bewunderung, halb mit Befremden betrachtet, von den Studenten nur wie ein geistiger Zauberkünstler besucht. Ecke Friedrich- und Leipziger Straße im mittelsten Punkte des Berliner Höllenstrudels stand sein Geburtshaus, darin dies Riesengehirn wuchs, das alles „übersehen", dieser Zaubermund, der alles Gesehene *formulieren* konnte. Das war Georg Simmel, für alle geistigen Feinschmecker die wichtigste Sehenswürdigkeit des Berlin um 1900. Der gradlinige, grobdrähtige junge Prager haßte Georg Simmel von der ersten Stunde an, wo er ihn anstaunte und nicht verstand. Das also war der berühmte Filigranweber des Geistes. Der Doppelt- und Dreifach-Seher, der die Philosophie als ein akrobatisches Ballspiel zu betreiben schien, rote, grüne, blaue, violette Bälle, oder wie Rodelsport: Berg hinunter, Berg wieder hinauf. Das war der unbesiegliche Geist, der über das Problem „Westenknopf" philosophieren konnte, als philosophiere er über das Problem „Gott". Simmel wurde ihm Symbol. Symbol für die leuchtende Phosphoreszenz des absterbenden Judentums, des alles auflösenden, weil elementlosen Geistes von 1900[13]).

Fritz Mauthner zerfaserte meisterlich den Glauben an das Wort und an die Sprache.

Max Dessoir zerstörte die Wunder der Mystik und des Spiritismus.

Ernst Cassirer hauste in der Riesenleiche Transzendentalphilosophie.

In der Politik herrschte der klügste aller klugen Kletterer Maximilian Harden.

Der ehrfurchtslose Psychologismus und die wichtig-

tuende Psychoanalyse zersetzten, was von Klassik und Romantik noch lebendig blieb.

Wahrhaftig, Feuer genug, um eine Welt in Brand zu stecken! Und alles das abgebrannt zum täglichen Feuilletonspiel für die Mußestunden smarter Geschäftemacher und ihrer Damen.

Wohin er blickte, eine überlebendige, an Talent ihm weit überlegene, seinen schwerfälligen Ernst und seine plumpe Treuherzigkeit überfliegende allangleichende Geistigkeit. Er begann sie zu hassen. Diese glatten Unübertrefflichen. Diese Geister, die alles haben, was sie nicht sind. Die mit Blut schaffen, ohne daß ihr Blut zeugt. Diese fröhliche Frechheit (Chuzpe) ohne Einfalt. Diesen Berg von Können, Leisterei, Wisserei, Druckerschwärze und Arbeit. Er hatte, unfertig und unmusisch, diesem Getriebe nichts entgegenzusetzen als nur ein Herz, erfüllt vom hochgespannten Pathos sterbewilliger Sittlichkeit.

Gerade darum aber, weil er selber ein unbegrenzter Intellekt war (also im Kerne ein Schicksalsloser), gerade darum verachtete er alle Künste und Spiele des Geistes. Und ohne zu spüren, daß er nur den Teufel austreiben wolle durch Beelzebub, der Teufel obersten, stemmte er ihrem Esprit sein Ethos entgegen und befehligte einer Gruppe Welterlöser, die sich „Aktivisten“ nannte.

Man schwärmte für Revolution. Man redete vom „Ziel“. Man gebrauchte kein Wort so häufig wie das Wort Tat. Tat, und noch einmal Tat! Man hätte demnach erwarten dürfen, daß Max Steiner sich greifbare und praktische Zwecke setzte. Sozialpolitische; damit

das Butterbrot der armen Kinder dicker werde, damit weniger arme Mütter an Tuberkulose stürben, damit weniger Männer von Schmutz, Krankheit und Armut überwältigt würden. Oder politische Ziele als Kommunist oder als Sozialdemokrat im treuen Dienste seiner großen Utopie. Aber Steiners geistige Unentwegtheit drängte nur in theoretische Krisen.

Er begann als ein sittlichkeitentflammter, die Menschheit erziehender Aktivist. Er gelangte nach ein paar Jahren zur nihilistischen Anarchie. Er endete als Konvertit der katholischen Kirche: Marx, Stirner, Loyola . . . das waren die drei Stationen seiner kurzen irdischen Pilgerfahrt. Ein typischer Werdegang. In vorbildlicher Verkürzung. Aber bevor wir die dreiaktige Tragödie erzählen, malen wir ihren Hintergrund.

Der Hintergrund ist das machtrauschtaumelige Berlin des Jahres 1900 und jene reichgewordene Gesellschaft des Schöneberg- und Grunewaldviertels, welche sich leicht mit ein paar Schlagworten skizzieren läßt. Aufklärung! Fortschritt! Freie Bahn dem Tüchtigen! Das waren Worte, die auf Steiners zuckendes Herz wirkten wie das rote Tuch auf den gereizten Stier.

Gleich seinem großen Lehrer (dem er sich doch nie zu nähern wagte), gleich Karl Kraus haßte auch Steiner als gefährlichsten Träger der verlogenen Macht- und Erfolgsideale: das verschlissene literarische Judentum. Sein Haß gegen jedes verantwortungslose Spiel wurde zum Haß gegen sein eigenes Blut.

Es war begreiflich, aber es war völlig ungerecht, daß Steiners Wut sich zunächst gegen Georg Simmel kehrte. Denn alles, was für Steiner blutiger Ernst war, das schien

für den großen Begriffskünstler nur Gegenstand gepflegter Dialoge zu sein. Simmel war der Meister im Prägen zierlicher Tanagrafiguren. Steiner wollte Marmor mit seinem Blute tränken. Simmels bescheidener Ehrgeiz war es: jede Sache von jeder nur möglichen Seite aus völlig klar gesehen zu haben. Und wenn man glaubte, nun wäre das Problem erschöpft, flugs schlug er eine Volte und zeigte die Sache wieder unter einer neuen, noch viel feineren Optik: „Dieser Denker war nicht zu widerlegen, wenn es ihm beliebte, dann widerlegte er sich selbst und versöhnte sich nur, wenn es sonst zum Mittagessen zu spät geworden wäre.“

Hier schnitten einander zwei nie sich deckende Ebenen. Der Derbe und der Feine verstanden sich nicht.

Ich fürchte, man wird mich mißverstehen, wenn ich bekenne, daß ich Georg Simmel (ohne darum für den Nihilismus seiner Geistigkeit blind zu sein) dennoch für den lebenerfüllteren Denker halte. Er war in unvergleichlich stärkerem Maße *Erde*, als es Max Steiner war. Georg Simmel war eine große bescheidene Natur. In allem Geistigen gänzlich ungläubig und daher zu den verschiedensten Gesichtspunkten fähig, war er doch ganz sicher im Instinktiven, gläubig gegen alles Leben und vor jeder Offenbarung des Lebens fromm.

In der Tat, es gab auf kulturellen Gebieten nichts, wofür er je hätte den Kopf auf den Block legen können, aber es gab nichts Natürliches, was er nicht fühlte, und nie kam es vor, daß er an Echtem und Elementarem vorüberging. Er war im Geiste weit nihilistischer, aber im Blute weit gläubiger als Steiner. Er lebte groß und starb groß. Denn er war ganz lebendig. Nichts stand ihm

ferner als der Hochmut des Geistes. Max Steiner aber war ein Hochmütiger. Er benötigte den Geist. Er schrie nach dem Gefängnis einer Absolutheit, weil sein Herz leer lief. Er mußte einem Geistgötzen dienen, weil er niemanden liebte. Nicht einmal sich selber . . .

Wir betrachten nun die drei Bücher, die drei Akte des vorzeitig abbrechenden Trauerspiels.

Das erste Buch des Neunzehnjährigen „Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums“ fand schon die Grundmelodie, die in den folgenden Büchern nur reicher instrumentiert ward: die Kritik des Zeitgeistes als eines Aberglaubens an die Wissenschaft. Zwei Naturforscher galten ihm als die Oberbonzen dieses Zeitaberglaubens: Ernst Haeckel und Wilhelm Ostwald. Daneben aber an tausend Seitenaltären sah er zahllose kleinere Bonzen amtieren. Bölsche, Büchner, Woltmann, Strauß, Bebel, Krapotkin und wen nicht alles. Was aber hatte der Knabe gegen die Wissenschaftspriester jener Tage? Mit kalter Schärfe legte er dar, daß all ihre wissenschaftliche Lehre eine Religion sei. Weit abergläubischer und unglaubwürdiger als das mittelalterliche Christentum. Er zeigte die Windigkeit der Begriffsgötzen: Energie, Substanz, Materie. Die Ungeprüftheit der üblichen Fragestellungen, wie der Frage nach dem Verhältnis von Seele und Leib. Den naiven Realismus der Voraussetzungen, wie der Annahme eines „Ding an sich“ als Kosmos oder als Geist.

Kurz: Er mobilisierte das Zeughaus der Kantischen Kritiken gegen die dreisten Dilettanten, welche sich rühmten, Freidenker und Monisten zu sein, ohne auch nur wissenschaftlich *fragen* gelernt zu haben.

Drei Jahre später tat er einen Schritt weiter. Jetzt hatte er bereits durchschaut, daß der Wissenschaftsdünkel der Menschheit nur an einer einzigen Stelle wirklich verwundbar ist. An der Stelle, welche heißt: „Sinngebung des Sinnlosen." Denn im Grunde ist die ganze Menschheit fundiert in einem einzigen Wahn: in dem Wahn *Geschichte.* Und die drei großen Schamanen dieses neuzeitlichen Entwicklungswahnes hießen Hegel, Marx und Darwin.

Max Steiner war Naturwissenschaftler, und so sammelte er sich zum Panthersprung gegen den Einen: Darwin.

Es wurde ihm leicht, nachzuweisen, daß die Lehren der Biologie (vitalistische wie mechanistische) über alle Hürden der Erkenntniskritik hinwegsetzten. Aber es muß gesagt sein: Max Steiner war kein stärkerer Kopf als es Darwin war. Wer von Entwicklung und von Geschichte redet, der müßte uns doch zunächst sagen, was Zeit, lineare Folge oder Progreß eigentlich bedeutet. Steiner braucht Begriffe wie Entwicklung, Stufen der Entwicklung, Kulturprozeß. Er redet vom Aufwärts und Abwärts der Kultur. Er spricht von Stark und Schwach und von Rangordnung des Lebens. Vom Austilgen der Minderlinge und Aufstieg der Besseren. Was aber sind denn solche Phrasen je anderes gewesen als Sinngebungen des Sinnlosen? Schwärmt unser Ameisenhaufe vom „Fortschritt", von „Kultur", so heißt das nichts anderes als: Wir haben Erfolg gehabt, und was den Erfolg hat, *das* ist das Richtige. Steiner suchte nach Norm und Axiom. Aber er blieb befangen in einer Naturgeschichte der Werte. Er sah mit Recht, daß Wahrheit nur *absolute* Wahrheit sein kann. Aber er kam aus der „Relativi-

tät" nie heraus. Er war einer gräßlichen Klugdummheit verfallen. Der hoffnungslosen Verdummung des Menschen an Logik und Ethik.

Aber wenn auch Steiners philosophische Gedanken um nichts überzeugender waren als die Darwins, so war er doch an einem Punkte dem Zeitalter überlegen. Er war der Zuendedenker falscher Theorien. Er scheute sich nicht vor letzten Konsequenzen. Und es gibt keine bessere Art, ein System auf immer zu widerlegen, als indem man es zu Ende baut, und dadurch zeigt, daß die Säulen nicht tragfähig sind.

Max Steiner zeigte das an zwei Hauptsäulen. An der Lehre vom „Kampf ums Dasein". Und an der Lehre vom „Aufstieg der Begabten".

Darwin und seine Nachfolger hatten gelehrt, daß die Schwachen und Kranken von den Starken und Gesunden verdrängt werden. Die große Meisterin die Not (so lehrte Darwin) verbürgt eine Auslese der Arten und eine höhersteigende Ertüchtigung.

Schön und gut! Wie kommt dann aber der Mensch dazu, diese Ertüchtigung zu unterbrechen? Wie kann er sich in den Kerker der Moral einsperren? Müßten wir nicht auf Grund unsrer Erkenntnis der Naturauslese die christliche Ethik, Sozialismus und Altruismus zum Teufel schicken? Wenn die Natur den Aufstieg von der Monere bis zum Menschen zuwege brachte mit den Mitteln des Krieges wider den Schwächling, wie kommt dann der Mensch dazu, den Schwächling heilig zu sprechen und durch eine gefühlvolle Mitleidsethik das Entwicklungsgesetz der Natur zu durchkreuzen? Steckt in der Natur wirklich eine Geschichte und ein Aufstieg,

dann kommt alles darauf an, diesen Aufstieg nicht zu stören. Die Moral der christlichen Jahrtausende also verfährt gegenlebig. Sie will Gegebenes erhalten, aber nicht höher steigern. Sie macht aus der schönen Raubtiererde ein Siechenhaus für geistige Wesen. Die Vergesellung der zahllosen Schwachen gegen die wenigen hochgewachsenen Starken nennt man Fortschritt. Und grade dieser menschliche Fortschritt unterdrückt den Fortschritt der Natur.

In eisenklirrenden Sätzen von grausamer Kälte wird dargelegt, daß nur ein Einziger, Friedrich Nietzsche, ein wirklich konsequenter Darwinist gewesen sei. Er allein hat aus der Biologie die richtigen Folgerungen gezogen: Kampf gegen Judentum und Christentum. Ersatz der Nächstenliebe durch Fernstenliebe. Umwertung aller Werte. Befreiung der vom Geiste aus geknebelten, zum Wachstum einer neuen Überart nötigen Affekte, Gewalttriebe und Blutinstinkte. Kurz: Befreiung des *Stärkeren.*

Die ehernen Sätze schreiten, als wenn sie nicht von Max Steiner, sondern von Max Stirner geschrieben wären. Denn hinter dem alten Haß wider das Freidenkertum und die Sentimentalität des christlichen Liebesgesäusels taucht mit rotflammendem Antlitz hervor: ein zweiter, stärkerer Haß. Der Haß gegen die Liberalen und die Demokraten. Gegen die Sozialisten und Kommunisten. Gegen die Diktatur der Mehrheit.

Steiner bekennt sich als Individualist, Anarchist, Nihilist. Und er zeigt sein Recht dazu, indem er auch die zweite Säule der Entwicklungslehre mit Simsonkraft zerbricht: die Lehre von der Umwandlung der Arten zu neuen Arten vermöge der Varietät.

Er zerbricht sie, indem er zu Ende denkt.

Wie denn? Die Biologie verkündet durch den Mund fast aller Naturforscher, daß der Unterschied des niedrigsten Menschen zum höchsten Menschen, etwa eines Buschkaffern gegen einen Goethe, weit größer sei, als zum Beispiel der Unterschied zwischen dem Buschkaffern und einem wohlerzogenen Menschenaffen. Warum dehnt man also die Gültigkeit des Sittengesetzes nicht auch auf den Menschenaffen aus? Wie kommt man überhaupt dazu, von besonderen Menschenrechten zu reden? Von einer einheitlichen Erdenmenschheit mit *einem* Gewissen, *einer* Logik, *einem* Sittengesetz? Folgerichtig müßte die Entwicklungslehre in den Glauben des Heidentums münden: „Tiere und Pflanzen sind unsre Brüder. Das Gebot der Liebe gilt für *alles* Leben."

Aber statt dessen verkündigt man Menschenliebe! Schämt man sich nicht dieser Humanität? Dieses Glaubens an das „Gleiche Recht für alle"? Wo man doch im selben Atem lehrt, daß die differentielle Vielfältigkeit der Naturgestalten der Hebel alles Fortschritts gewesen sei und daß nur der Unterschied der Arten zu immer höheren Typen geführt habe?

An diesen zwei wunden Punkten (erstens: notwendiger Kampf um die Futterplätze; zweitens: notwendige Vielfältigkeit der Werte) bohrt Steiner der Naturwissenschaft das Messer der Logik ins Herz. Er zeigt, daß „natürliche Auslese" sich nie vereinen läßt mit christlicher Nächstenliebe, und daß die notwendige „Ungleichheit der Arten" nicht zusammen bestehen kann mit sozialer Demokratie.

Wie aber kommt es, daß die Naturforscher das nicht

längst gesehen haben? Sie wollen es nicht sehen! Aus Trägheit, Feigheit, Knechtschaffenheit. Aus Angst vor den Vorurteilen der Masse. Diesen Zustand der Lüge verklärt man heute als „voraussetzungslose Wissenschaft".

Zum Schluß des Buches kündigt sich leise die Peripetie an und der dritte Akt. Steiner wendet sich an die katholische Kirche. Er gibt ihr den Rat, ihre Taktik zu ändern. Sie solle nicht länger gegen Modernismus, Fortschritt und Entwicklung kämpfen. Sie solle sie einfach beim Wort nehmen. Die Kirche müsse den Modernismus zwingen, bis zum Letzten folgerichtig zu sein. Dann zerplatzt der Bovist. Es zeigt sich, daß aus dem Windei nichts zu erbrüten ist.

Wir kommen damit zum letzten Akt.

Wir wissen nicht, wie sich die letzte Wende vollzog. Wir hören, daß Max Steiner eines Tages sich zurückzog von seinen „Aktivisten" und für alle seine früheren Pläne von Tat und Ziel nur noch Spott zeigte. Daß er monatelang unsichtbar in seinem Hofzimmer las und schrieb und schließlich, schlicht und als ob daran nichts Besonderes sei, den Gefährten mitteilte, daß er übergetreten sei zur katholischen Kirche. Wie in seiner Heimatstadt Prag einst der schöne Judenknabe Pius Morteira aus dem Ghetto verschwand und dann eines späteren Tages ebenso rätselhaft wieder auftauchte als ein Zögling der Jesuiten und Eiferer des allein seligmachenden Glaubens, so hatte auch Max Steiner plötzlich sein Damaskus erlebt.

Er sagte entschuldigend: „Zum katholischen Klerus

fanden nur die ganz Groben oder die ganz Feinen den Weg."

Steiner wollte mit seiner Taufe nichts erreichen. Er suchte keine Hilfe und keinen Vorteil. Er lebte nach seinem Übertritt noch karger und noch elender als zuvor.

Die katholische Kirche hat Hunderttausende Juden verzaubert. Jesuiten, Benediktiner, Franziskaner geben in stillen Klöstern auch klugen Juden Zuflucht. Und immer waren Juden zugelassen selbst zum Stuhle der Bischöfe und Prälaten.

Welches Gefühl aber wäre so beruhigend wie die Gewißheit, mit zwei Dritteilen aller Menschen in Gemeinschaft leben zu dürfen? Wir begreifen solche Bekehrungen und kennen ihrer viele. Die Konversion der überklugen Laura Marholm, des übergewaltigen Theodor Haecker. Wir lernen solchen Weg verstehn aus dem Büchlein Theodor de Bussières über die Bekehrung des Straßburger Juden Alphons Maria Ratisbonne und aus den monumentalen Apostatenbriefen von Robert Kosmas Lewin. So war er denn also im Hafen. Wie aber singt doch der Dichter:

> *„Coelum, non animum mutaris,*
> *per mare currens."*
> „Du änderst den Himmelsstrich, aber nicht dein Herz,
> Und flöhest du über Meere."

Wir haben an Max Schelers sturmbewegtem Leben (diesem Leben des wahren jüdischen Kain) gesehen, daß dem Geiste des Ruhelosen die stillen Häfen furchtbarer werden können als Sturm und Meer.

Max Steiner war kaum im Hafen, da trieb es ihn zur

dritten Weltumsegelung. Über sein drittes unvollendetes Werk schrieb er den folgenden Satz des Epiktet: „Was geht es mich denn an, ob die Welt aus Atomen besteht oder aus welchen Stoffen? Mir kommt es darauf an, daß sich das Gute vollende."

Was wollte Max Steiner? Eine Menschheitsethik, eine Glückseligkeitslehre als Gipfel der Wissenschaft. Ist das der Weg eines *religiösen* Menschen? Fromm sein heißt still sein und im Schönen ruhen. Wer aber in Not schmachtet, krank, müde, hungrig, in die Defensive geboren, wer aus Jahrtausenden des Leidens im alten Blute trägt: den Durst nach *Gerechtigkeit*, wie könnte der naturunmittelbar und lebensnahe ohne Gegrübel sich ans Lebendige verschenken?

Er muß ordnen, wählen, hadern, richten, tätig sein. Das aber heißt die Natur, auch die eigene Natur unter die Gewalt des Geistes beugen. Besessen vom Geiste der Utopie, auch dort wo er Realist zu sein wähnt, ist der sittliche Mensch geboren zum Widersacher des Traums. Er muß zerlegen, auch wenn er aus Trümmern herrlichste Synthesen baut. Er muß verneinen, auch wenn jede seiner Überwindungen Positivität atmet. Er muß Pessimist sein, auch wenn er Freude für alle sucht. Denn jede Ethik (sie sei wie immer sie sei) muß eo ipso das Gegebene umstürzen. *Jedes* Ziel ist verneinend. Jede Form Mord.

Schön ist lebende Natur. Sittlich nie. Nur der Frohe und Fromme, Liebende, Glückliche hält ihren Kern. Nie der Abgedrängte, nie der Arbeitende. Der muß auswerten!

Gewiß, Moralwille, Moralforderung, Moralpredigt, Morallüge, die gibt es und muß es geben, so sicher wie

Haß und Wut und Neid und Not und Kampf und Krieg. Daraus wachsen Staat und Ethik. Kultur ist Haß. Werte sind Haß. Werk ist Haß.

Der Jude im ewigen Galuth fühlt tiefer als jeder andere die sittliche Raserei. Er ist der Prophet. Also: der nichtreligiöse Mensch. Denn Prophetie – aktiv oder passiv, mit Gott im Ringen oder von Gott begeistet – ist Enthusiasmus und Befreiung zum Geist. Religion aber ist Erlösung vom Geiste. Die erfährt der vom Leben Geliebte. Und nur wer liebt, wird wieder geliebt. Der ist nicht Harfe und nicht Harfner.

Dieser war ein Chemiker, Zerleger und Wisser von Natur und Leben, also der ihnen Fernste.

Noch einmal trete sein edler Schatten in das kahle Hofzimmer im Norden Berlins. Es ist der Morgen vor seiner Prüfung. Er hat den neuen Anzug angezogen und die neue Krawatte gebunden und prüft den neuen Hut. Dann tritt er ironisch vor den schäbigen Wandspiegel. Er sieht sein Bild und lächelt bitter.

„Glückauf, Herr Doktor! . . . Und dann? . . . „Geheimrat Fischer vermittelt vorteilhaftes Engagement in Seifenindustrie . . ." Und dann? „Heirat! Kinder! Pflichten wie alle! . . ." Die Eltern werden sagen: „Endlich vernünftig geworden!" – Es lebe alles, was ich gehaßt habe . . . Ist es noch der Mühe wert? Lohnt die Plackerei und Zappelei? . . . „Täglich zehn Parasangen weiter durch die Wüste!" – sagte das nicht immer der alte Čermak im Piaristengymnasium zu Prag? Čermak, genannt Rosche. „Xenophon, Kapitul acht . . ." Geschichte eines Abstiegs. Und unterwegs stirbt mein Volk. Und das neue Volk ekelt mich. Was bleibt noch? „Das Opfer

des Intellekts." Aber „den Geist aufgeben", das fällt mir eben ein wenig schwerer als anderen Leuten. Mit deren Opfer ist es nicht so weit her ... Wo also ist die Pforte ins Leben? Nein! – Morgen heiße ich nicht: „Herr Doktor". Sondern: Herr Staub, Herr Wind, Herr Baum, Herr Stein. Und das ist Ewigkeit. Seligkeit. Vollendung. – Jedenfalls das Ende *dieser* Not."

Auf den bitteren Schläfer im schmalen Bett schlich vom Hofe her das schöne Licht des schönen Junimorgens und beleuchtete die kindlich schmächtige Gestalt im schwarzen Festkleid. Und von der Wand blickten drei Menschengesichter. Seine drei großen Lehrmeister. Die Bilder von Kant, Schopenhauer und Nietzsche.

Keine Blume tröstete den kahlen Raum. Hätte er doch ein paar Hyazinthen gepflegt. Oder hätte während seines Ankleidens ein fröhlicher kleiner Vogel an seinem blonden Wuschelhaupte gepickt.

Vielleicht wäre er doch herausgekommen aus der Sackgasse seiner Logik und seiner Ethik.

Auf einen der zehntausend bescheidenen Wege des bescheidenen lieben Lebens.

V

Walter Calé

Alle Schatten, die wir bisher riefen – mochten sie unter sich noch so verschieden sein – hatten Eines gemeinsam: Sie strebten aus der Enge in die Weite. Und löschten aus, als die Seele vom Denken oder vom Wollen verbraucht ward: erstarrt, erkaltet, leer und enttäuscht.

Aber Walter Calé, der am 6. Dezember 1881 als Sohn des 1893 verstorbenen Kaufmanns Martin Calé in Berlin geboren wurde und am 3. November 1904, also kaum 23 Jahre alt, in Berlin freiwillig aus dem Leben schied, hat auch nicht einen Zug gemeinsam mit dem tragischen Selbsthasserreigen gequälter Logiker und enttäuschter Moralisten.

Sein Leben war kein Verarmen, war überreiches Erfüllen. Nie strebte er ins Weite, sondern zog sich – ohne den Wunsch, von der Welt gekannt zu sein – tief in sich selber zurück. Ein schön vollendeter, gesegneter, souveräner Mensch. Aber scheu wie eine Mimose und für die Welt zu zart.

Es gibt kein rührenderes Frauentum als das der ganz jungen jüdischen Mädchen, aus deren allzu kurzer Hold-

heit zwischen dem vierzehnten und achtzehnten Jahre noch einmal hervorblickt der Traumreigen unserer Urmütter. Rahel und Lea, Judith und Deborah, Mirjam und Ruth.

„Schließe deine Augen, schöne Sarah“, sagt in Heines „Rabbi von Bacharach“ der Liebende zur Geliebten, sobald ihnen Erniederndes begegnet. Denn die zarte Holdheit dieser Jugend wird befleckt schon durch ein Stäubchen Schmutz.

Schüchtern wie die ganz jungen Mädchen des Morgenlandes, aber dennoch fest und heil, ein Pfirsich mit einem Kern aus Eisen, ein Knabe wie Otto Braun, der Frühvollendete – das war Walter Calé[14]).

Er saß an reichbestellter Tafel, er wuchs im fröhlichen Haus unter einer frohen Schar von Geschwistern, besuchte das Friedrich-Gymnasium, von den Lehrern geliebt und von den Mitschülern vergöttert. Kam, 17 Jahre alt, auf die Universität und wählte, um einen bequemen Lebenshintergrund zu haben, das Studium der Jurisprudenz, das er ohne Mühe hastlos und rastlos bewältigte.

Man hat ihn nie arbeiten, nie sich mühen gesehen. Er lernte nicht anders als wie man atmet. Wichtig für sein Leben erschienen ihm einzig die Feste mit Freunden und Freundinnen, Spaziergänge und Gespräche, Stunden, in denen sich gute Jugend einander erschließt und der Gedanke von Herz zu Herzen rankt.

Er ging wenig in Kollegs und las nicht viele, aber auserlesene Bücher; diese aber immer neu. Sein Wissen um die Welt nahm er vorweg und konnte mit zwanzig Jahren sagen:

„Was sich in Zeiten je begeben,
Hab ich vor aller Zeit gewußt.
Es springt der Quell von allem Leben
Geheimnisvoll aus meiner Brust.
Und als ich in der Schrift gelesen,
Erlas ich nur, was ich schon bin.
In Finsternis sind alle Wesen,
Doch ich das Licht und ich der Sinn."

Ein schöner gesunder Jüngling steht vor uns, rank und schlank. Dunkel, träumerisch, versonnen. Unter seiner hohen Stirne liegen weiche Ehrfurchtsaugen, immer nach innen gekehrt. Die Nase ist groß und kühn. Üppig und wellig das seidenweiche, tiefschwarze Haar; doch zeigen das trotzige Kinn und die herb verkniffenen Lippen eine wilde Energie.

Was fehlte ihm eigentlich? Er hatte alles, was der Mensch wünschen kann. Er genoß schöne Gewänder und gepflegte Formen. Sammelte Bronzen und Bilder und schöne seltene Bücher. Er sprach geläufig mehrere moderne Sprachen. Er beherrschte Altgriechisch und Latein. Manches hat er vollendet: ein schönes Werk über Plotin. Novellen aus der Schule seines geliebten Gottfried Keller. Gedichte nahe dem Tone Stefan Georges. Versdramen, die an den jungen Hofmannsthal erinnern. Doch tönte aus diesem allem eine eigene Musik, und es gelang ihm, die Schlichtheit des Volksliedes mit der reifen Kunst hoher Meister zu vereinen. Alles schuf er zur eigenen Freude und ohne Ehrgeiz. Vor seinem Ende verbrannte er diese Papiere. Nur ein kleiner Zufallsrest ist geblieben, welchen sein Freund Arthur Brückmann und der Philosoph Fritz Mauthner gesammelt und im Herbst

1906 (im Verlage von S. Fischer, Berlin) in einem schmalen Bändchen herausgegeben haben, das den Titel trägt: „Walter Calé, Nachgelassene Schriften".

Und dennoch versetzen wir dieses Bild in einen Reigen „jüdischer Selbsthasser"? –

Warum es geschieht, wird klar, wenn wir nicht sprechen von der schöneren Welt, die er mit sich nahm, sondern von der bitteren, vor der er ohne Bedauern stumm sich in den Tod gleiten ließ. Wir werden, um das zu begreifen, das schrille Wort nicht scheuen.

Das Zeitalter der zehntausend jüdischen Schriftgelehrten hat längst vergessen, was ein Dichter ist und wie Dichter unter Völkern in Erscheinung treten.

Aus der großen unter dem Schicksal stummen Menge der Einfältigen erhebt sich hie und da ein Sprachmund, ein Liedermund, Erinnerungen bewahrend, Schwerfaßliches, Niegesagtes dennoch erfaßbar machend. Vielleicht ein wohlgeratener Jüngling im Feuer des Aufschwungs, den die Natur und ihre Genien behüteten. Ein Frauenherz, von Schwert oder Pfeil durchbohrt. Ein weiser Alter, wie bei den finnischen Barden, deren keiner vor dem siebzigsten Lebensjahr zu singen begann. Diese „Gotterwählten" reißen ihre Brust auf und machen ihre Herzen zu Harfen für die Klagen und Hochziele ihrer Volkheit. Ihr Irdisches wird vergessen. Selten überdauert einer seine Stunde. Er glüht, spricht sein Wort und versinkt. Aber Beglückte erkennen, trinken das Blut und erheben den Verschwundenen zu ihren Göttern . . . Demgegenüber betrachten wir jetzt den Ein-

gang eines „modernen jüdischen Dichters“ in die Konversationslexika der Kultur.

Papa hat an der Börse ein Vermögen gemacht oder in der Konfektion gut verdient, so kann denn Bubi (Bubi, welcher ausnehmend begabt ist, – denn alle Kreuzungsprodukte von Heiratsgesuchen in der „Frankfurter Zeitung“ mit Heiratsangeboten im „Berliner Tageblatt“ sind „furchtbar begabt“ –) sich ein Landhaus mieten und Dichter werden. Er könnte auch Rechtsanwalt werden beim Landgericht III oder „sich der akademischen Laufbahn widmen“, aber – Dichter . . . das ist ja doch noch auserlesener, und (wenn man nur leidlich Geld verdient) auch „angesehen“[15]).

Und Bübchen lernt was längst erlernbar geworden ist: Theaterstücke verfassen, Romane bosteln, Essays stilisieren. Denn die Bildung konsumiert in Masse geistige Waren. Und der Westen und die Villenkolonie nennt das Zehntausend Belieferer mit „Feinsinn“ und mit „Geistesreichtum“: Repräsentanten der Kultur.

Da sitzen sie also im Ledersessel der Redaktionen, im Plüsch der Theater. Gleiten im Flugschiff, Mammutdampfer, Luxusauto über Erde und Meer. Und alles – Krieg oder Volksuntergang, das Ballfest im Kristallpalast oder die hungernden Kinder der Höhlenmenschheit, Urwald oder Okeanos – alles ist für sie „*Stoff*“ . . . „Tout est matière pour nous“, urteilt Flaubert, der Genius des Sitzfleisches.

Und so häufen sie, das Element mit dem Spiegel tauschend: Papier, Papier, Papier.

Eine Million Bäume muß täglich fallen, um genug

Papier zu schaffen für die Welt, welche „Niveau hält" und „öffentlich meint".

Wohin sie auch kommen, über die ganze Erde, drükken sie Hände von ihresgleichen. Sie sagen den Nationen, was sie zu denken haben. Sie kennen die Werte an der Geisterbörse. Und neben ihnen – o schreckliche Karikatur der herben Mutterschaft der Erde – thronen die Göttinnen, ihre Stilfrauen. Verteilen den Lorbeer und lächeln dem Portemonnaie.

Das ist denn die Geschichte der Ausmünzung des Lebens zum Zwecke von „Kultur".

Und bei diesem Vermarkten (nicht mehr Ausdruck und Leib, sondern Können und Tat) hat die beste Substanz des jüdischen Volkes sich vertan. *Vertan* seit jenen Tagen Moses Mendelssohns, wo aus jedem gepreßten Juden ein Pressejude ward.

Wollen Sie die besten Regisseure? Oder die wirksamsten Sterne des Films? Hautspezialisten? Humoristen? Akrobaten? Psychologen? Wollen Sie Industrie? Kommunismus? Lyrik? Sagen Sie uns bitte: Was wollen Sie? Wir führen alles. Wir können alles. Wollen Sie Talent? Hier haben Sie Talent. Wollen Sie Genie? Wir können sogar Genie.

Es würde nicht das mindeste ändern, würde nur lächerlich machen oder als Irrsinn gelten, würde ein Lebendiger in das Bacchanal der Arbeit und Leistung hineinrufen: „*Tote* seid Ihr!"

Wie denn? Diese so Vielbewegten, Öffentlichen, Wachgespannten, Weltbewegenden . . . Männer und Frauen: lechzende Tote? . . .

Schlimmer! Mörder ihres Volks. Mörder der Götter. Mörder des Sanges. Mörder der Seele.

Ja! Es ist so! Die Elite der Geschichtemachenden, von Geschichte Registrierten sind: Entfallene, sind Abfall!

Ausgestoßen vom deutschen Volk, ausgestoßen vom jüdischen Volk.

Denn die deutsche Volkheit empfindet diese Talentdrohnen als Nutznießer ihrer Seele. Die jüdische Volkheit aber muß alle ihre Talente abstoßen, sei es in die „allgemeine Zivilisation", sei es in das „Adreßbuch der Millionäre", wo sie eine Zeitlang Sternchen tragen und dann vergessen werden zugunsten Neuer.

Wo soll das hin?

Es ist das Bild eines schwirrenden, sich übersteigernden Hochflugs verflogener Vögel über dem *Friedhof* des Volks.

Es ist eine hoffnungslose, aber mit dem Geäder des Diskonts gut durchblutete Welt, in welcher immer seltener die Tragödie des jüdischen Selbsthasses spielt. Denn hier zuckt man nur noch die Achseln und sagt: „Nebbich!" oder „Na, wenn schon!"

Was wollte unser kleiner Dichter in dieser Welt?

Er hatte das frühe Wissen um sein Kainsmal.

Was konnte aus ihm werden? Ein gesuchter Rechtsanwalt, ein berühmter Professor, ein geschätzter Schriftsteller. Nur das eine nicht, was er war: Dichter.

Als der junge Michelangelo sich rühmte, er könne Gestalten kneten gleich Phidias, da verwies ihn der Kardinal lachend auf den Schnee, der im Vatikanischen Garten lag und sagte: „Knete!" Und er hat aus Schnee ge-

knetet, aber mit Zornestränen in den Augen gerufen: „Gebt mir Marmor."

Es ist bitter, als Musiker in einem Lande geboren zu werden, das keine Instrumente hat, darauf man spielen kann. Das einzige Instrument aber, auf dem ein Dichter spielen kann, ist das Herz seines Volks.

Sie werden bis zum katastrophalen Ende immer wieder geboren werden: seltene Blumen, seltene Tiere, seltene Herzen. Und sollte man sie auch nur noch daran erkennen, daß jedermann sie abrupft, begehrt und jagt. Zur Erfüllung aber kommt keiner mehr; mancher freilich findet sich ab mit seiner ehrenreichen Vernutzung. –

Calé konnte es nicht! Der war „eine schöne Seele". Kinder und Blumen aber haben keine wehrhafte Aktivität. Finden sie keine Pflege, dann werden sie krank und sterben.

Er war ein Baum, der in der Wüste eine Frucht gezeugt hat, aber kein Wanderer kam, der sie gebrauchen konnte.

Er war eine Blume, die im Abgrund zur Schönheit erblühte, aber kein Auge war da, um sich ihrer zu freun. – Alles Schöne aber will ein Auge. –

Er war die Prinzessin, die im Walde aufwächst, wohin sich nie der Würdige verirrt, der ihrer froh werden darf.

Solch ein Leben ist das des Einsiedlers, der vor dem Sterben sein Testament in den Sand schreibt und doch weiß, daß in der nächsten Stunde der Samum es verweht.

Für Walter Calé wurde somit zum Troste der Ge-

danke, daß er nur so lange bleiben wolle, als es ihm gefiele.

„Es rinnen rote Quellen
Um mein gesegnet Haus,
Es tränkt ein schwarzer Reiter
Sein schwarzes Roß daraus,

Er lehnt schon hundert Jahre
Vor meinem runden Tor;
Die Zeit wird ihm nicht lange,
Ich komme nie hervor.

Es braucht nur dreien Schritte,
So kann ich bei ihm stehn,
So kann ich mit ihm reiten,
Wie meine Wünsche gehn.

Das ist so schön zu wissen!
Ich sag es tausendmal:
‚Es wartet einer draußen‘,
Und bleibe doch im Saal.

Der Reiter schläft im Schatten,
Sein Panzerhemd blinkt gut,
Dem Rappen ist sehr schläfrig,
Mir ist sehr froh zu Mut."

Der Dichter, so glaubte die Vorwelt, steigt aus Volk, Blut, Landschaft, um der vom Göttlichen angeglühten Menge Sprache zu leihen. Aber es kam eine Zeit, wo der Dichter nichts nötiger hatte als Schutz vor der Öffentlichkeit. Der Begriff des Veröffentlichers, des Publizisten wurde zum Gegenbegriff des vor dem Selbstverlust bangenden Verdichters. Was bedeutet das?

Die Völker sind keine geschlossenen Gemeinschaften mehr. An die Stelle der Volksgemeinschaft trat die inter-

nationale Gesellschaft. An die Stelle des Volksstaates der Klassenstaat: dieser ungeheure Unterbau proletarisierten Ameisengewimmels, auf dessen Rücken sich die Pyramide einander tragender Klassen erhebt. *Eine* dieser Klassen (ihrer eigenen Meinung nach die oberste, in Wahrheit aber nichts als nur die schmückende *Fassade* am Staatsbau) ist heute die Klasse der „Kultur produzierenden Berufe".

Es ist jedenfalls nicht zu bezweifeln, daß der Dichter heute nicht wächst wie die Wiesenblume und sein Lied nicht singt wie im Busche der Vogel.

Aber in dieser Lage gibt es eine Rettung.

Seit mehreren hundert Jahren entwickelt sich ein erstaunliches soziologisches Wunder: *Der Kreis.*

Die Bäume gedeihen nicht mehr unter freiem Himmel. Sie bedürfen der Pflanzschulen und Treibhäuser. Die verfeinerten zarteren Jünglinge und Mädchen sehnen sich nicht nach Öffentlichkeit und Weite. Sie bedürfen des „Kreises", der sie, so lange als irgend möglich, vor dem öffentlichen Leben bewahrt.

Dieser Vorgang entspricht dem Entstehen der Orden innerhalb der Kirche und hat Verwandtschaft mit den Gesetzen, nach denen die führenden Kasten und Stände entstehen.

Das Wichtige dabei ist dieses: Eine Gruppe von Menschen unterstellt sich eigenen Formen und strengen Pflichten und erklärt sich selbst auf Grund dieses strengeren und schwer zugänglichen Lebens für das „auserwählte Volk", das „bessere Deutschland", das „heimliche Frankreich", das „eigentliche England", das „kommende Amerika".

Es ist eine wunderliche Verirrung, daß die bürgerliche Welt den sich abgrenzenden Kreis, darum weil er aus gewohnten Formen heraussprang, für formlos und ausschweifend hält und den Zigeunern, den Bohémiens zurechnet. Es ist grade umgekehrt. Der dichterische Kreis mit seinen ehernen Bindungen ist just das Gegenteil aller solcher Gruppen, die besondere Rechte in Anspruch nehmen, ohne mit besonderen Pflichten zu zahlen. Je „exklusiver“, „distinguierter“, „aparter“ der Kreis ist, um so mehr wächst die Möglichkeit, daß die Außenstehenden (geplagt von dem ehrgeizigen Wurm des Nichtmitdazugehörens und von dem neidischen Skorpion, ein Nichtzugelassener, ein Uneingeweihter zu sein) ihren Intellekt auf die Ergründung der Werke des „Kreises“ sammeln und ihren Willen auf die Eroberung seiner Formen und Werte. Bis dann schließlich der massenfeindliche Kreis von einem ganzen Volke wenn auch nicht getragen, so doch erkannt, wenn auch nicht geliebt, so doch geschätzt wird.

Dies scheint mir der einzig noch *mögliche* Weg zu sein, auf dem das Dichterische auch heute noch zu Macht kommen kann. Mißlich und peinlich ist die Beschäftigung mit dem außergewöhnlichen *Einzelnen*. Die Beschäftigung mit dem sonderartigen *Kreise* ist Lieblingsarbeit aller akademischen Köpfe.

Nun aber läßt sich zeigen (wir könnten es am Kreise der „Parnassiens“ oder der „Symbolisten“, besonders aber am „Kreise um Stefan George“), daß dieser soziologische Vorgang insgeheim grade den Kult, ja die Apotheose des *Nurpersönlichen* verbirgt. Denn es handelt sich nicht um das Element der Volkheit, welches die

Dichter hervortreibt wie Quellen oder wie Vulkane, sondern: Sehr zerbrechliche, besonders schutzbedürftige, zum öffentlichen Kampf nicht befähigte oder nicht geneigte Gestalten gesellen sich, um eine Kunst oder geistige Übung zu betreiben, nach Art einer Gilde oder einer Zunft; nach Art eines edlen Zönakel, Symposion oder Thiasos. Das Gedicht, Buch, Drama, Bild, die Statue, die Bauart, ja sogar (wenn auch aus tiefem Grunde weit seltener) die Musik wird kultiviert, stilisiert und kapitelweise, strophenweise, zeilenweise erbildet, wie das erlesene Kunsthandwerk.

Dies ist eine ganz neue und zweifellos in der Zukunft allein siegreiche Art der Kunstübung. Das Ende der naiven Volkskunst: Denn Lieder und Mären der Völker waren ursprünglich nicht aus den höheren Ständen in die tiefere Volksschicht *abgesunken.* Sondern alle Kunsterzeugnisse der Volkheit: die Waffen, Hausgeräte, Kleider, Werkzeuge kamen traumbildnerisch und wie im Schlafe gewirkt aus dem Schoße des Elementaren. Schließlich aber hat die wache Werkkultur, die helle Sachlichkeit alle dumpf wachsenden Gebilde abgelöst.

Während ursprünglich die einzelne Persönlichkeit kaum genannt ward – die herrlichsten Kunstwerke der Vorwelt sind nicht an Namen geknüpft – wurde schließlich die „Persönlichkeit“ und ihr Könnertum schul- und sektenbildend. Ja, der die Dichtung kultivierende *Kreis* gelangt vielleicht bis zu der gefährlichen Grenze, wo das Erlebnis eines hervorragenden *Einzelnen* religiöse und symbolische Weihe fordert, vergleichbar dem Cäsar, welcher Antinous, den verstorbenen Liebling, zum Gott und sein Lieblingsroß zum Konsul ernennt. –

Walter Calé fehlte das Eine, was retten konnte: *Der Kreis.*

Er war einer von denen, die „den Anschluß versäumten". Er hatte weder Herrschergewalt noch Dienst. Zum trotzigen Eigenbrötler und Einzelgänger aber war dieser zarte Epigone viel zu schwach. Er war eine Schattenstaude, die keine Sonne hatte, in deren Schatten sie wachsen konnte.

Viel zu echt und zu vornehm, um gleich zehntausend *Literaten* eine Dichtindustrie aufzutun und seine Barren groschenweise in gängige Valuta zu vermünzen, konnte er nur wie der bleiche Prinz, in der Fülle hungernd, mit schlanken Fingern müde mit dem Kleinod spielen. Konnte Menschen beglücken, konnte Menschen unglücklich machen und am Abend seufzen: „Wozu das alles?" Denn wenn er wirklich mit äußerster Arbeit an einer Seite Prosa acht Tage lang gefeilt hatte, dann schämte er zuletzt sich dieser Künstlichkeit, zerriß sie und seufzte: Wozu *muß* das sein?

Hat man schon den tiefen Zusammenhang des Sichwichtignehmens und Sichwichtigmachens mit der menschlichen *Brüchigkeit* durchdacht? Es ist nie ein weiseres Wort gesprochen worden als das Wort des Buddha:

> „Unheilbar in der eignen Haut
> Wirds allgemeine Wohl gewählt."

Jeder aus dieser armen Menge der Leidenden, die „den Anschluß versäumt haben" (Anschluß an eine Kirche, Partei, Weltanschauungsgemeinde, Schule, Ring und Kreis) geht eines Tages den grauenhaften, oft an Wahn

oder Frevel grenzenden Notausgang: Er bläht das *Ich* auf! Er befindet *sich selber* wichtig. Er findet sein Leiden anders und wichtiger als *aller* Leiden. Er tut sich als Arzt auf, und kann sich doch selber nicht heilen. Er wird ein „Menschheitbeglücker", ein „individualistischer Aristokrat", ein „Maulheld".

Das war nicht der Weg Walter Calés. Wer ihn in seinen wenigen Jahren sah, der fand einen korrekten, immer höflichen, immer Form und Haltung bewahrenden, nie sich selber ins Licht drängenden, bescheidenen feinen jungen Herrn, der immer seltener und nur in festlicher Stunde dem Freunde oder der Freundin sein Inneres erschloß. Sein Werk behütete er als sein Geheimnis. Er war für die Welt ein wohlerzogener junger Referendar aus guter Familie. Er wollte nichts anderes sein.

Aber er war aus einem Blute gestiegen, das nur selten fromme Klausner und glückselige Brüder des stillen Lebens, dagegen zahllose Tat- und Geisteswillige durchströmt hat. Aus dem Blute, das von sich sagt: „Unser Gott ist ein fressendes Feuer. Ich bin gekommen einen großen Brand zu zünden und wollte, es brennete schon." Er sah um sich das westliche Berlin, den Markt jüdischer Eitelkeit. Die Männer mit Positionen, Ämtern, Titeln behangen. Die Frauen, behangen mit Ringen, Geschmeide und Edelstein. Und alle entfremdet dem Traum, der Nacht, der Mutter Seele.

„Und so wirst du auch einmal werden?"

In einer von tausend vergrübelten Nächten überwand ihn der Ekel und er ging davon. Schweigend und rücksichtsvoll wie er gelebt hat. Unter den wenigen Papieren,

die er nicht mehr verbrennen konnte, fand sich ein Zettel als letzter vor dem Tode beschrieben:

„Meine Finger krümme ich zum Spiele,
Aber deine Saiten sind ein Mißton,
Aber dein Gehäuse ist zerborsten,
Arme Laute.

Brennend ein Zündholz führ ich nah zum Dochte,
Doch das Öl verzehrten andre Nächte
Und der Docht ist nur wie Ruß und Kohle,
Arme Lampe.

Vor dem Fenster hocken plumpe Fratzen,
Glotzen mit der Stirne durch die Scheiben,
Kratzen mit den Nägeln an dem Glase,
Arme Seele."

VI

Maximilian Harden

Unbefriedigt, hochgespannt und sehnsüchtig, so saß ich, siebzehn Jahre alt, in einer kleinen deutschen Stadt auf der Schulbank, baute an Zukunftsschlössern und träumte ins Blaue, als mir in einer heute verschollenen Wochenschrift zum ersten Male der Name Maximilian Harden zu Gesichte kam.

Der Name stand als Unterschrift unter leidenschaftlichen Aufsätzen voller Scharfsinn und voller Spiel des Witzes, die den Werdenden beunruhigten und zu beschäftigen begannen. Ich wurde Hardens williger Leser, vielleicht sein erster, jedenfalls der eifrigste, den er besessen hat. Und eines Tages in der Einsamkeit des Herzens machte ich ein Paket aus den ersten Sprossen eines unbehüteten Gartens: Gedichte, Dramen, Novellen und schickte alles mit einer Schilderung meiner Nöte und der Bitte um einen Rat an den gefürchteten Kritiker.

Nie wieder im späteren Leben habe ich so bange auf eine Antwort gewartet. Wochen vergingen. Dann kam die Antwort und übertraf alle Erwartung. „Sie haben im kleinen Finger mehr Talent als ich im ganzen Leibe und allem, was dazu gehört. Eines Tages werden Sie ein

Eigenwüchsiger sein, wovor freilich noch viel Schweiß und Mühe gesetzt ist. Wagen Sie ruhig, alles hinter sich zu werfen und sich eine unabhängige Schriftstellerexistenz zu gründen."

Bald darauf, Pfingsten 1890, zog ich mit einem Kofferchen, das mehr Papier als Wäsche enthielt, in Berlin ein und fragte mich zurecht nach der Köthenerstraße zum Schriftsteller Herrn Harden.

Ein weltmännischer fröhlicher Herr (er war wohl die fesselndste Gestalt, die ich gekannt habe) empfing mich. Um elf Jahre älter, aber um Menschenalter mir überlegen an Weltklarheit, Selbstbeherrschung, Haltung und Klugheit. Er betrachtete den lebenshungrigen Gymnasiasten, halb lächelnd, halb achtungsvoll, und sorgte für ihn wie ein besser gestellter älterer Bruder. Er brachte mich zu Otto Brahm und Theodor Fontane sowie zum Chefredakteur des „Berliner Tageblatt" Arthur Levysohn. Er hörte halb gerührt, halb verwundert bis tief in die Nacht auf die endlosen Deklamationen des unkritischen und hochtrabenden Jungen. Das dauerte acht Tage. Dann endete der erste Flug ins Freie mit Enttäuschung, und der Keim unsrer Freundschaft starb vor der Blüte.

Wie konnte das geschehen? Es geschah nichts. Es wurde nichts gesprochen. Entscheidend war ein halbbewußter Augenblick, in welchem meine Schwärmerei die Ernüchterung erfuhr.

Wir befanden uns – es war ein heller Sommermorgen – in einer bewegten Aussprache über unsere Wege. Sie waren einander verwandt gewesen. Wir hatten eine unglückliche Jugend durchlitten. Haßten Familie und Elternhaus. Standen allein und waren einsam. Wir emp-

fanden unsre Herkunft aus dem Judentume als Druck, als Last und Verpflichtung und wußten doch nichts vom Judentum; hatten nicht einmal einen Buchstaben Hebräisch gelernt. Wir fühlten leidenschaftlich deutsch und verstanden nicht, daß an unsrer Deutschheit auch nur der leiseste Zweifel haften könne.

Während dieser Aussprache kam uns der Gedanke, in den Tiergarten zu wandern und den Austausch im Grünen fortzusetzen.

Ich ging in den kleinen Vorflur und holte Hut und Stock. Der andere tündelte noch im Zimmer, indem er vor einem großen Spiegel sich ankleidete. Währenddessen sprachen wir durch die angelehnte Türe. Während des leidenschaftlichen Gespräches trat ich auf die Türschwelle und sehe, ins Zimmer zurückblickend, den Gefährten vor dem Spiegel stehen, wie er, ohne zu wissen, daß ich das beobachte, den Sommerhut aufprobiert und aus seiner Lockenfülle eine interessante kleine Napoleonlocke zurechtlegt. Einen Augenblick kreuzten sich die Blicke im Spiegel. Und in meinem Blick mochte wohl Verlegenheit liegen, denn ich empfand Scheu, als wenn ich einen bewunderten Mann bei etwas seiner nicht ganz Würdigem ertappt hätte. Aber in Max Hardens stählernen blauen Augen blitzte zu meinem Entsetzen: Der *Feind!*

Dieses war (ich weiß das heute genau) ein für meinen Lebensweg entscheidender Augenblick.

Was ich dabei dunkel fühlte, mag etwa dies gewesen sein: „Fliehe! Dies ist eine Gefahr. Hier wird zum Sport, was bluternst ist. Fliehe!"

Wir gingen durch den Tiergarten. Es wurde vieles

durchgesprochen. Er entwickelte den Plan, eine Zeitschrift zu gründen. Er verhieß mir eine dauernde Beschäftigung. Aber es war schon ein Riß zwischen uns. Er sprach gönnerhaft, ich schüchtern.

Am Abend dieses Tages brachte ich ihm meinen endgültigen Entschluß: Ich wolle zurück auf die Schulbank, um Arzt oder Lehrer zu werden. Zum Literaten glaube ich mich nicht geeignet. Schneidend kam die Antwort. „Zum Fluge an meiner Seite bist du nicht stark genug." Unser Abschied war eiskalt. Beide waren wir enttäuscht. Wir haben uns nicht wiedergesehen. Bis kurz vor seinem Tode. –

Die beiden Wege liefen fortan weit auseinander. Der meine durch viel Labyrinthe, Not, Armut, Verworrenheit bis zum schließlichen Verzicht auf Wirkung und Erfolge. Da erst kam Friede und Freude. – Der andere, Hardens Lebensweg, stieg schon in den nächsten Jahren in steiler Kurve zu solcher Höhe der Wirkung und Macht, daß wohl kaum je zuvor, weder in Deutschland noch in einem anderen Lande, ein Einzelner allein durch die Kraft seiner genialen Feder so viel Reichtum und Ruhm gewonnen hat.

Harden schloß sich nie einer Partei an, aber alle Parteien umwarben ihn. Er hatte kein Amt, aber alle Ämter lauschten auf ihn. Er verschmähte Titel und Orden, aber die Träger der besten Namen und Titel zitterten vor seinem Urteil.

Und wie in der Politik, so wurde auch für Theater und Literatur sein Urteil das den weitesten Kreisen gültige. Als in Amerika eine Rundfrage nach der einfluß-

reichsten Persönlichkeit Deutschlands umlief, da einigten sich alle Stimmen auf den Namen: Harden . . .

Maximilian Harden war der jüngste Sohn des Berliner Kaufmanns Witkowski, eines alten „Achtundvierzigers“, Freiheitsmannes also, und Freund des Volkstribunen August Bebel. Der Vater Hardens soll ein aufrechter und charaktervoller Mann gewesen sein, der aber, an einem fortschreitenden Gehirnleiden erkrankt, allmählich zum Quäler und zur Qual für seine Familie wurde, deren Zusammenhalt schließlich so erschüttert ward, daß es den vier Söhnen erwünschter wurde, den Familiennamen zu ändern. Die Ehe war zerrüttet. Die Eltern prozessierten um ihre Kinder. Der jüngste, Felix, sollte beim Vater bleiben, aber entlief zur Mutter. Er war ein besonders hübsches, eigenartiges und begabtes Kind.

Der Göttinger Physiologe Max Verworn hat uns erzählt: „Ich bin mit Felix Ernst Witkowski, aus dem nachmals der bekannte Maximilian Harden wurde, auf dem Französischen Gymnasium zur Schule gegangen. Er hatte strahlende blaue Augen und ein mädchenhaftes Köpfchen in blonden Locken. Er war allgemein beliebt, ein eigensinniger stolzer Knabe. Er führte den homerischen Beinamen: ‚Entscheider der Schlachten‘. Bei unsern großen Schneeballkämpfen auf dem Schulhofe spielte er nicht mit, sondern saß oben auf der Mauer an einem sichern Ort, wo ihn kein Schneeball treffen konnte, und wirkte als unser Schiedsrichter. Sein Spruch galt unweigerlich, und alle Parteien richteten sich nach dem kecken kleinen Jungen.“

An jedem Abend saß der Junge auf der Galerie des Königlichen Schauspielhauses. Seine vergötterten Hel-

den waren die großen Unbürgerlichen, Frechsinnlichen, Dämonischen: Albert Niemann, Adalbert Matkowski, Friedrich Mitterwurzer – die Kraftgenies. Noch vor Beendigung der Schule entlief der Theaterlustige und machte sich für Eltern und Geschwister unerreichbar, indem er davonflog mit einer Wandertruppe. In den Jahren 1880 bis 1885 führte er ein Leben gleich dem Wilhelm Meisters in Goethes „Lehrjahren“. Der Schauspieler Fritz Odemar erzählte: „Wir haben an zahllosen Orten gespielt, meistens klassische Meisterdramen. Der junge Felix sollte nach der Sitte der Zeit einen Theaternamen wählen und schmiedete sich selber den Namen ‚Maximilian Harden‘, wobei er wohl an Maximilian Robespierre gedacht haben mag und an die Notwendigkeit, hart zu werden im Kampfe mit dem ruppigen Leben. Er spielte zunächst kleine Chargen. Bald aber die jugendlichen Liebhaberrollen. Diese Rollen spielte er auch gern im Leben. Wir übernachteten oft in kleinen ländlichen Gasthäusern und meist teilten ich und Harden das Zimmer. Einmal kamen wir in eine Stadt, in welcher ein großer Zirkus sein Zelt aufgeschlagen hatte. Die Zirkusleute und unsere Truppe wohnten im selben Gasthaus. Harden, der von weiblichen Reizen leicht entflammt ward, verliebte sich in eine Tänzerin. Als ich am Morgen erwache, sehe ich, daß das für Harden bestimmte Bett unberührt ist. Ich gehe ihn suchen. Nachdem ich einen Flur durchwandert habe, komme ich in das Zimmer, welches jene Tänzerin bewohnt, und indem ich eintrete, sehe ich, daß das Fräulein noch zu Bett liegt und neben ihr erhebt sich bei meinem Eindringen eine jugendliche Gestalt, richtet sich, nur mit dem

Nachthemd bekleidet empor und sagt, indem sie in feiner und ritterlicher Manier sich vor der Dame verbeugt: ‚Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Maximilian Harden.' "

Franziska Ellmenreich, die große Tragödin, hat uns erzählt: „Im Jahre 1886 machte ich eine Gastspielreise durch Holland. Ich wählte dazu eine Reihe Dramen von Schiller, Goethe und Shakespeare und führte mein eigenes Ensemble mit. Die Liebhaberrollen spielte als mein Partner Maximilian Harden. Er war ein kluger Schauspieler, ein liebenswürdiger Kollege. Er konnte nur darum nicht große und dauernde Erfolge erringen, weil sein Körper nicht robust genug und seine Figur zu zierlich war."

Inzwischen hatten auch die andern Brüder Witkowski ihre Wege gemacht. Die drei älteren nannten sich Witting. Zwei gründeten in London eine aufblühende Exportfirma. Der dritte wurde preußischer Verwaltungsbeamter und legte eine schöne Laufbahn zurück. Um 1890 wurde er zum Oberbürgermeister von Posen gewählt. –

Durch diesen älteren Bruder kam der junge Schauspieler in Verbindung mit dem „Berliner Tageblatt" und mit dem Herausgeber der „Gegenwart" Theophil Zolling. Er wurde in Berlin seßhaft und begann, einige Jahre an der Universität zu studieren. Heinrich v. Treitschke, Ernst Curtius und Hermann Grimm haben ihn besonders gefesselt. Er betätigte sich als Kritiker und Feuilletonist. Für die von Paul Nathan herausgegebene Wochenschrift „Die Nation" lieferte er regelmäßig Beiträge. Er schrieb für das „Berliner Tage-

blatt" Plaudereien, kleine Skizzen und sentimentale Novellchen. Bald aber ging er über zu Zeitkritiken und Satiren voll prachtvollen Sturmes und entzückender Bosheit. Als die erste Sammlung seiner Arbeiten unter dem Pseudonym „Apostata" als Buch erschien, war er schon ein erfolgreicher und bekannter Schriftsteller geworden. Er machte einige größere Reisen. 1888 reiste er in den Orient. Etwa um 1890 ging er endgültig zur hohen Politik über.

Hardens große Entfaltung kam 1891, als er zunächst mit ganz geringen Mitteln, die sein Bruder Julian und der Bahnhofsbuchhändler Stilke vorstreckten, seine eigene Zeitschrift „Die Zukunft" begründete.

Es war die Zeit des großen Konfliktes zwischen dem jungen Kaiser Wilhelm II. und dem Altreichskanzler Bismarck. Harden stellte seine Zeitschrift in den Dienst der Bismarckschen Politik, ohne darum seine Unabhängigkeit preiszugeben. Otto v. Bismarck war auf Hardens Feder durch Artikel und Glossen aufmerksam geworden. Als Bismarck gestürzt und von vielen verlassen war, erinnerte er sich an Harden und lud den jungen Schriftsteller zu sich ein nach Varzin. Bald zählte Harden zum engeren Freundeskreise des Bismarckschen Hauses. Kurt v. Schlözer, Franz Lenbach, der Maler, Ernst Schweninger, der Arzt, wurden ihm nahe Freunde. In den bescheidenen braunen Heften der „Zukunft" wurde seit 1892 eine gegenkaiserliche Politik gebraut, die beste in Deutschland.

Es wäre indessen falsch, die Geschichte der Hardenschen „Zukunft" nur für die Frucht des Bundes mit Bismarck zu halten. Harden wachte eifersüchtig über seine

Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit. Es gab kein Lager, keine Partei, welche sagen konnte, daß sie Maximilian Harden auf die Dauer zu beeinflussen vermocht hätte. Zumal in der Sozialpolitik (er trat dem Pfarrer Friedrich Naumann nahe) ging er völlig andere Wege als Bismarck. Er betonte immer wieder, daß er schlecht dazu geeignet sei „d'épouser les haines d'autrui" (d. h. die Gehässigkeiten Bismarcks fortzuführen); und doch gab es *einen* Punkt, in dem er mit dem Alten im Sachsenwalde zusammenklang auf Tod und Verderben. Das war der Haß gegen die Person des Kaisers. Es ist schwer zu sagen, worauf dieser Haß gründete.

Harden verachtete die dekorative Vieltuerei und Unbeständigkeit des Kaisers. Von ihm stammte das Wort: „Auf den greisen Kaiser sei erst ein weiser und dann ein Reisekaiser gefolgt." Er befehdete die phrasenhaften Reden der Schau- und Katastrophenpolitik, die Pose des starken Mannes bei unberechenbarer Launenhaftigkeit. Jede Äußerung des Monarchen reizte Hardens Witz und Spott. Das bloße Erwähnen des Namens Harden machte den Kaiser verstimmt und rachsüchtig. Allmählich sahen die Reichsämter, der preußische Adel, die Militärpartei und die Verwaltung, so weit sie gegen die Person des Kaisers kritisch und mit seiner Selbstherrlichkeit unzufrieden waren, in Hardens „Zukunft" ihr sicheres und wirkungsvolles Hauptquartier. Um 1900 war Harden der gehätschelte Publizist des alten konservativen Preußen.

Aus irgendeiner Gleichheit wie Ungleichheit der Naturen blieben zwei Theatermenschen, der machtwillige Kaiser und der wirkungswillige Literat, aneinander ge-

knebelt. Harden lebte vom Kampfe gegen die „wilhelminische Ära“. Als die Herrlichkeit des deutschen Kaiserreiches zu Ende war, da ging es auch mit Harden zu Ende. In benachbarten Orten, am nordischen Meer sind Kaiser und Frondeur verdämmert. Zuvor aber mußten sie zwanzig Jahre lang tagtäglich im Kampfe stehen. –

Die ungemein feine zierliche Gestalt trug einen Kopf, der bei aller Schönheit und Bedeutung doch etwas puppenhaft wirkte. Wie ein hübsches Gesichtchen auf einer Bonbonniere oder auf einer Zigarettenschachtel. Ein Kindergesicht, das, wenn es liebenswürdig und angeregt plauschte, einem geltungsüchtigen Kammerkätzchen zu eignen schien. Aber wenn er böse, bitter und gekränkt wurde (ein Zustand freilich, der den streng disziplinierten Mann alsbald in die Einsamkeit trieb), dann konnte sich das artige Antlitz des feinen Zöfchens verwandeln in das eines schmähsüchtigen Teufelchens.

Der Grund seines reichzerklüfteten Wesens war bei eiserner Selbstzucht und beständig wachender Bewußtheit eine ihn ewig gefährdende Reizsamkeit, die ihn zum Spielball starker Eindrücke zu machen drohte. In seinen Gefühlen schwankend, war er doch in seinem Kerne gut, edel und treu. Geneigt zum Umschlag der Stimmung, war er doch in seinem Urteil nicht zu beirren. Er war ein Sekundenmensch, wenn es je Augenblicksnaturen gegeben hat, so „aktuell“, daß jeder neue Tag, neue Ort, neue Eindruck ihn verändern konnte, so daß er (ohne es zu merken) wohl heute lobte, was er gestern doch verdammt hatte, und willig heute fallen ließ, was er noch gestern zäh verteidigt hatte. Nie aber war es die

Konjunktur, nie der Vorteil, nie ein niedriger Zweck, was sein Verhalten bestimmte. Im Gegenteil! Er hatte die Neigung, jede Meinung zu verlassen, sobald die Aussicht bestand, daß sie allgemeine Meinung werden konnte. Er mißtraute dem Erfolge. Jeder, der allgemein Beifall erntete, wurde ihm verdächtig. Er entschied sich immer nach moralischen Gesichtspunkten. Auch wo er sich verrannte, war er doch eisern davon überzeugt, daß er und er allein im Rechte sei.

Er war genialisch eitel. Eine advokatorische, diplomatische, theatralische Intelligenz. Völlig konkret, völlig praktisch. Nie und nimmer philosophisch. Seine Geistigkeit war festgelegt auf Tag und Stunde. Er opferte die Welt der Ewigkeit an den Augenblick und schrieb ein Feuilleton für irgendeinen einmaligen und dann vergessenen Zweck mit einem Ernst und mit einer Inbrunst, die für ein dickes Lebenswerk ausgereicht hätten. Seine Art des Arbeitens und Handelns hatte etwas kätzchenhaft Spielerisches. Der Stil und die Gedankenwelt anderer zeitgenössischer Politiker, etwa Rocheforts oder Clemenceaus, plumpten auf Elefantenfüßen daher, wenn man sie mit Hardens schmetterlingsleichten Sätzen verglich. Er schien immer nur Mosaiken zu legen, schien aus tausend Klexchen und Pünktchen ein Bildchen zu stricheln. Man hätte wähnen können, daß er in Zettelkästen Material sammle und den sonderlichen Stolz habe, dieses oder jenes Detail als Einziger zu kennen oder von etwas zu wissen, bevor noch ein anderer die Tatsache gekannt hat.

Diese praktisch politische Klugheit findet sich wohl in sehr verschiedenen Berufen und Schichten. In ihren

übelsten Auswüchsen erinnert sie an jene „Gebärdenspäher und Geschichtenträger", die aus den Inhalten der Papierkörbe die Weltgeschichte erklittern. Aber auch noch in den edelsten Formen schöpft sie aus der allgemeinen gesellschaftlichen „médisance"! Aus dem neidischen Klatsch der einen über die andern.

Politische Begabungen, wie z. B. Joseph Foucher, Friedrich Gentz, Karl August Varnhagen v. Ense, so verschieden sie auch sonst sein mögen, haben als Meister des Erschnüffelns von „kleinen Tatsachen" („petits faits") immer diese fatale Ähnlichkeit mit „Kammerlakaien, die ihre Karriere verfehlt haben." Auch Maximilian Harden besaß diese subalterne Neugier nach „Menschlichkeiten". Er kannte von allen Leuten in führenden Stellungen die Lebensgeschichte, Verbindungen, Charakterzüge und Intimitäten. Er saß wie die Spinne in einem Netze von „Konnexionen". Zahllose Persönlichkeiten von Rang und Macht gingen bei ihm aus und ein und trugen ihm wichtige Tatsachenkenntnisse zu. Sie hofften wohl alle: seine Eitelkeit, immer der bestunterrichtete Publizist zu sein, für *ihre* Ziele zu lenken, aber in Wahrheit nutzte der ehrgeizige Schriftsteller alle und alles dazu, um an jedem neuen Sonnabend den jeweils bestunterrichteten und erstaunlichsten Artikel in die Welt der Betriebsamen zu senden.

Die sogenannten Ideale, Prinzipien und Ideen schätzte er zwar nicht gering. Aber er sah doch dahinter immer nur Bedürfnisse und Gesichter von *Menschen.* Fehlerhafter, begrenzter Menschen, die man bei ihren Leidenschaften packen mußte, wenn man das große Reichsgeschäft zu lenken verstand. Wer kann die Entzweiungen

dieser Welt noch wichtig nehmen, wenn er durchschaut, daß hinter allen Vorfällen nur verletzliche Menschen stehen. Menschen mit *Bedürfnissen* nach Lüge und nach Tröstung.

Staaten und Völker also standen vor seinen Augen als konkurrierende Firmen, die um Vorteile ringen. *Seine* Firma aber hieß Deutschland. In seinen stillsten Stunden träumte er wohl vom Posten des Reichskanzlers. In seinen lautesten betonte er geflissentlich den „selfmademan“, der nichts als musischer Mensch sei und Mann der besten europäischen Kultur. Er erarbeitete sich fremde Sprachen, durchschmökerte zahllose Bücher (aber sie mußten Wirklichkeitsbücher sein und Geschichtlich-Konkretes enthalten), gewann Urteil und Geschmack in vielen Künsten, kannte Geschäft und Wirtschaft jedes Landes und besaß schließlich ein Erfahrungswissen um die Menschen und Tatsachen seines Zeitalters, das kein Praktiker, ganz gleich welcher Sparte, ganz gleich welchen Landes, kein Staatsmann je überbieten konnte.

Aber gerade diese Überbewußtheit wurde sein Fluch.

Schon immer geneigt, mit bescheidenen Eitelkeiten sich zu brüsten, Geheimniskrämer und Wichtigtuer, und gewillt, völlig eingeweiht und vielen überlegen zu erscheinen, beschwerte er seinen Stil mit zu glanzvollen Lichtern, mit zu vielen Anspielungen, Zitaten und Geistreicheleien. Er wurde, was das Altertum einen „Kalozelisten“ (Schöneifrer) nannte.

Wer seinem Zeitalter immer um Meilen vorausläuft, der wird nie zu Anerkennung gelangen, weil er der Menge nicht zu Gesichte kommt. Er ist von der Menge immer getrennt durch den breiten Zwischenraum voller

Nebel. Aber glücklich der Mann, der heute dort steht, wo morgen die große Mehrzahl ebenfalls stehen wird. Er wird immer an der Spitze gesehen und ist der geborene Vorläufer und Führer.

Hardens unbotmäßige Zähigkeit erlebte viele stolze Augenblicke. Stolz war der Augenblick, da ihn der große Bismarck einlud zu der Flasche Steinberger Kabinett, die ihm der Kaiser zum Geburtstag geschickt hatte, und da er nun mit dem Begründer des Reiches den Wein, welchen der gemeinsam Gehaßte geschenkt hatte, trinken konnte auf das Wohl des deutschen Landes. Stolz war der Augenblick, wo die mächtige konservative Partei, Adel und Landwirtschaft, ihn zur Führung ihrer Presse berief und er mit einem großen Gestus ablehnen konnte, was für andere Literaten der begehrteste Glanz und seit Friedrich Julius Stahls Zeiten für einen Juden unerreichbar war. Stolz jener Augenblick, wo die deutsche Schriftstellerschaft ihm eine Ehrenfeder schickte, als dem einzigen, der nur auf sich gestellt, als unabhängiger Privatmann mit der Feder zu Deutschlands führendem Geist geworden war. Stolz der Augenblick, da die alte intrigante Spinne Holstein aus ihrem Bau kroch und ihre politischen Geheimnisse und Informationen Maximilian Harden zutrug, der den Machtsüchtigen nun vor den Wagen seiner „Zukunft" spannte.

Aber es war gewiß Hardens bester Stolz, daß er, der am meisten Beneidete, so viele Ämter, Titel und Orden – ablehnen konnte.

Seine Kampfnatur ersehnte nur den Ruhm, in ganz großen Kämpfen den Kranz der Blutzeugen und kühnen Wahrheitsager zu erringen.

Wie weit er einen Gestus treiben konnte, das bezeugt die folgende Erzählung des Philosophen Wilhelm Wundt: „Harden war wegen Beleidigung des Kaisers zu einer Festungsstrafe verurteilt worden. Die Beleidigung war in einem Artikel gefunden worden, der den Titel führte ‚Großvaters Uhr'. Er erzählte in novellistischer Form die Geschichte eines launenhaften Erben, der die vom Großvater ererbte, das Reich ordnende Uhr im Winkel stauben läßt. Die Anspielung auf des Kaisers Verhältnis zu Bismarck war unverkennbar. Der Reichskanzler Graf Bülow, dessen Person und Politik Harden bekämpfte, hatte persönlich viel Sympathie für den Schriftsteller und hätte diesen gerne für sich gewonnen und umgestimmt. Darauf bauten Freunde Hardens den Plan, seine Begnadigung zu erwirken. Man setzte eine Bittschrift an den Reichskanzler in Umlauf, daß der Rest der Strafe ihm erlassen werden möge. Harden wußte um diese Bittschrift aber hielt sich stolz abseits. In Leipzig warb Karl Lamprecht, der Historiker, als naher Freund Hardens um Unterschriften. Viele Professoren unterschrieben. Da kam eine Überraschung. Die Bittschrift wurde veröffentlicht und gleichzeitig brachte Hardens ‚Zukunft' einen Aufsatz ‚Bülow und Bismarck'. Eine Verspottung des dritten Reichskanzlers. – Bismarck und seine Dogge Tyras, Bülow und sein Rehpinscher Mohrchen wurden komisch konfrontiert. Der Spott mußte mehr reizen als alle frühere Kritik. Warum aber hatte Harden die Schrift um Begnadigung in Umlauf setzen und so viele Prominente für seine Freiheit sich bemühen lassen, da er doch selber die Wirkung unmöglich machte? Vielleicht wollte er nur

auftrumpfen: ‚Seht, hinter mir steht die deutsche Wissenschaft und Kultur. Ich aber bleibe unabhängig und bin nicht käuflich. Glaubt nicht, daß ich euch bitten werde; ich fordere Recht'." –

Das Leben eines öffentlichen Mannes, der durch ein Menschenalter, Woche um Woche, alle Ereignisse der Zeit mit seinen Randbemerkungen versieht, der in zehntausende Existenzen eingreift und die Ämter, die Parlamente, die Banken, die Zeitungsmänner, Wirtschaftsführer, Industriekönige, ja das ganze Leben seines Volkes von der Musik bis zur Logik, von der Produktion im Drama bis zur Produktion der Kartoffeln und Rüben unter seine Kontrolle zwingt, ein solches öffentliches Leben ist überreich an Prozessen, Krachen, Kontroversen und an beständig wechselnden Beziehungen zu jedermann.

Es gab eine Zeit, wo jeder Zank Hardens, jede Ohrfeigen- und Beleidigungsaffäre, jede seiner intimen Frauengeschichten und Liebeleien, jeder Theaterskandal und jeder Börsenkrach, bei dem er seine klugen Pfötchen im Spiele hatte, Tausende in Atem hielt. Kein Mensch bildete so oft das Tagesgespräch in den Cafés, Salons und Bürostuben. Von Königsberg bis Basel, von Moskau bis Paris. Aber so schnell wie Holzpapier vergilbt, so schnell vergilbt der papierene Ruhm. Und wollte ich heute Namen nennen, um die einst unserer Herzen Erregung schwirrte, etwa die Namen Kanitz und Mirbach, Bamberger und Lasker, oder Windthorst und Singer, die Namen der Rechtsanwälte Fritz Friedmann und Erich Sello, der Schriftsteller Paul Lindau, Franz Mehring, Karl Bleibtreu, der amurösen Schauspielerinnen Elsa

v. Schabeltzky, Jenny Groß, der einflußreichen Börsenleute, der tonangebenden Professoren jener Jahre, die wir gekannt, gesehen, deren Händel und Abenteuer wir wichtig genommen haben, – ach, was bedeuten diese Namen für das lebende Geschlecht?

Immerhin hat ein bestimmter Rechtshandel aus der endlosen Reihe der Hardenschen Händel sich auch in das Gedächtnis der Nachwelt eingeätzt. Jener Moltke-Eulenburg-Prozeß, der in die Jahre 1906 bis 1909 breite Wellen warf. Der Rechtshandel entstand, wie alle die vermeintlichen Wichtigkeiten sogenannter Weltgeschichte, aus recht geringfügigen Allzumenschlichkeiten. Harden besaß in hohem Maße jene von Nietzsche gepriesene „ästhetische Freude an der Bosheit“. Nicht, daß er böswillig oder schadenfroh gewesen wäre. „La taquinerie est la méchanceté des bons“. Gerade die gutartigen und liebenswürdigen Naturen haben wohl diese Freude am Fallenstellen und Strohhalmkitzeln.

Aus den Jahren des freundschaftlichen Verkehrs mit Bismarck kannte Harden die intimen Züge der Männer am Kaiserhof. Er kannte ihre wunden Punkte, ihre geheimen Sünden, und es machte ihm Spaß gelegentlich zu drohen und Kätzchenkrallen zu zeigen. Die Bedrohten hatten es meist leicht, ihn zu versöhnen, sei es durch Ehrerbietung, sei es durch kluge Unterwürfigkeit. Harden hatte davon Wind bekommen, daß auf den Höhen der Staatsverwaltung die gleichgeschlechtliche Erotik – wie Bismarck sagte: „die Hauptsympathie“ – manche kleine Politik bestimme. Sie spielte hinein in die Revirements und Avancements. Sie entschied über Beförderungen, führte zu Übereinkünften auch unter Gesandten und

Diplomaten und warf ihre Schatten bis in Verträge und Völkerbündnisse der großen Politik.

Harden wagte in seinen Aufsätzen zuweilen spöttische Andeutungen, welche nur ein kleiner Kreis ganz Eingeweihter verstehen konnte. Durch einen Zufall aber trug er in die dem Kaiser nächststehende Tafelrunde eine große Unruhe. Ein Hohenzollernprinz war durch homoerotische Handlungen, die zum Skandale führten, aus der Gunst des Kaisers gefallen. Er verteidigte sich mit der Behauptung, daß andere, die weit Schlimmeres getan hätten, die nächsten Vertrauten des Kaisers seien und verwies auf Anspielungen in der „Zukunft". Der Kronprinz überbrachte die betreffenden Artikel dem Kaiser. Dieser war überrascht und forderte Klärung.

Die Hardenschen Artikel bewitzelten den Fürsten Philipp v. Eulenburg und Hertefeld, die glänzendste Persönlichkeit am deutschen Kaiserhofe, welche von Bismarck stets gehaßt, vom Kaiser aber stets bewundert worden war. Ihn und seinen nächsten Freund, den Grafen Kuno v. Moltke (damals waren beide schon fast sechzigjährige Männer), hatte Hardens Parodie einen übergefühligen Briefwechsel führen lassen, in welchem Konfidenzen von Hofe durchgehechelt und die Personen aus der Umgebung des Kaisers mit ihren nur den Eingeweihten bekannten Decknamen benannt wurden; der Kaiser selber mit der Bezeichnung „Liebchen". Ein solcher Briefwechsel war wirklich geführt worden. Harden wußte, daß Moltke durch vierzig Jahre hindurch jeden Tag seinen Freund Eulenburg, wofern dieser von Berlin abwesend war, über alle Vorkommnisse bei Hofe auf dem laufenden hielt. Er wußte auch, daß zwischen

beiden Männern ein schwärmerisches Verhältnis bestanden hatte.

Eulenburg versuchte Harden zum Schweigen zu verpflichten. Harden forderte kühn, der Fürst – dessen Politik er für schädlich halte – habe sich künftig jeder Einmischung in die Reichsgeschäfte zu enthalten und solle sich mithin zur Ruhe setzen. Der Fürst – im Vertrauen auf seine immerbewährte Macht über Menschen – wagte einen verzweifelten Vorstoß. Er veranlaßte seinen Freund Moltke, Harden wegen Beleidigung zu verklagen und beschwor vor Gericht, daß er nie im Leben homoerotische Beziehungen gekannt habe. Harden wurde verurteilt; der Fürst blieb weiterhin in hohen Gnaden.

Aufs äußerste gereizt, weniger durch die Strafe als durch die diffamierende Behandlung, die seine Person und seine publizistischen Motive allgemein erfuhren, ging Harden nunmehr zum offenen Angriff über. Eine dunkelmännische Kamarilla – das war seine Behauptung –, die durch gleichgeschlechtliche Freundschaften eng verknüpft sei, wirke in Deutschland als unverantwortliche Nebenregierung und halte den Kaiser umsponnen in ihrem romantischen und nebulosen Ring. Mystiker, Spiritisten, Süßholzraspeler, Theosophen, kränkelnde und verweibte Männer machten insgeheim die Politik des Reiches. Mit äußerst kluger Taktik wurde ein abseitiger Rechtshandel mit einem Beliebigen angezettelt, bei welcher Gelegenheit Personen unter Eid vernommen wurden, deren Aussage jenen vom Fürsten Eulenburg geleisteten Eid als Meineid enthüllte. Der Fürst wurde in die schlimme Lage gebracht, nunmehr persönlich gegen Harden Klage erheben zu müssen. Und bei dieser

neuen Klage verwandelte sich Schritt für Schritt der Kläger in einen schwer belasteten Angeklagten, der überführt zusammenbrach, sich für den Rest seines Lebens auf sein Schloß Liebenberg in der Mark zurückzog und es nur dem Eingreifen des Kaisers verdankte, daß nicht ein Verfahren wegen Meineids gegen ihn anhängig gemacht werden konnte. Eine ganze Reihe Persönlichkeiten der Hofgesellschaft – die Grafen Hohenau, Lynar, Wedel, Moltke, Baron Wendelstaedt, der französische Botschaftsrat Lecomte – wurden durch die Hardenschen Prozesse aufs schwerste mitgenommen. So barock die Händel waren, so muß doch gesagt sein, daß Harden, der als machtloser Privatmann gegen die mächtigste Hofclique kämpfte, den Kampf, den er für nötig hielt, nicht nur klug, sondern mit einer eigentümlichen Grazie führte.

Max Bernstein, der bedeutende Münchener Rechtsanwalt, welcher Hardens Sache vertrat, erzählt: „Als ich Harden in einem Prozeß wegen Beleidigung des geisteskranken Königs Otto von Bayern vertreten sollte, wurde ein Lustspiel von mir aufgeführt, welches den Titel ‚Mädchenträume‘ führte. Harden fragte telegraphisch an, wie hoch meine Kostenforderung sei, und als ich meinen Anspruch zurücktelegraphierte, kam als Bescheid von Harden nur ein einziges Wort: ‚Mädchenträume‘.“ – Harden war immer bereit, Mann gegen Mann Genugtuung zu geben. Er stand für seine Behauptung mit dem ganzen Leben ein. Es war weder seine Absicht noch seine Schuld, daß durch die Prozesse ein sehr großer Kreis von Menschen bei Hofe und in der Armee schwer belastet ward. Auch gab er, obwohl sein

Material schwerwog, nie mehr Belastendes preis, als durch die Lage des Kampfes eben geboten war.

Hinterher freilich (vielleicht gerade darum, weil Harden sich dieser Händel im Unbewußten dennoch schämte) gewann der Kampf gegen Philipp Eulenburg in Hardens Erinnerung eine ungeheuer übersteigerte Geschichtsbedeutung. Es machte sich auch hier jenes Gesetz aller Geschichte geltend, das ich Sinngebung von Nachhinein (logificatio post festum) genannt habe. Der Fürst Eulenburg gewann vor der Weltgeschichte das Gesicht eines Deutschlands Wehrkraft bedrohenden Python, eines unverantwortlichen Geheimregenten, welchen Hardens fromme Hirtenschleuder endlich zu Falle gebracht habe.

Nehmen wir aber wirklich an, daß der von Bismarck gehaßte Kreis der „Romantiker" – Waldersee, Eulenburg, Moltke – Deutschlands Geschichte ungebührlich beeinflußte. Was wäre daraus zu folgern? Es wäre zu folgern, daß Politik nie und nimmer den Privatmenschen – und seien sie die stärksten und klügsten – ausgeliefert bleiben darf, daß jeder Begriff von „Politik" falsch und unsinnig sein muß, der im Staate und in der Staatsvernunft etwas anderes sieht als eine wachsende *Sicherung* gegen die persönlichen Menschen, eine wachsende Unabhängigkeit der Völkerschicksale von den Eigenarten und Eigengefühlen sterblicher Figuren.

Es war auch für Harden – bewußt oder unbewußt – ein Lebensbedürfnis, seinen oft wechselnden und nur privaten Sym- und Antipathien einen großen Umriß und weltgeschichtliche Deutungen zu geben. Menschen, die ihm huldigten und für deren Lob er empfänglich war, galten ihm als Genien und Lichtalben. Die ihm wehe-

taten oder auch nur kritisch gegen ihn standen, erschienen ihm als neidgeschwollene Nattern.

Er unterließ es, zu fragen, ob denn nicht auch *er* selber zahllosen Menschen ungerecht wehetat. „Ich verhandle nicht, ich exekutiere", sagte er von seiner richterlichen Feder.

Es ist nun an der Zeit, von dem wunderlichen Standpunkt zu sprechen, den Hardens „Zukunft" gegenüber Juden und Judenfrage einnahm.

Obwohl die besten jüdischen Köpfe jenes Zeitalters an der Zeitschrift mitarbeiteten, so war doch deren Einstellung fast immer „antisemitisch". Um die Jahrhundertwende wurde unter den deutschen Juden eine Bewegung mächtig, die auf Assimilation, Mischehe und Massentaufe abzielte. Ein hoher Jurist, Eduard Simon, veröffentlichte eine weitverbreitete Broschüre „Gedanken eines Juden", ein einflußreicher Beamter, der unter dem Namen Benediktus Levita schrieb, veröffentlichte in den „Preußischen Jahrbüchern" einen Mahnruf an die Juden. Beide kamen hinaus auf das Bekenntnis, daß zwar die ältere Generation ihr Judesein nicht preisgeben dürfe, sondern noch eine Pflicht der Ehrfurcht zu hüten habe, welche verhindern müsse, daß die Religion um wirtschaftlicher Vorteile willen gewechselt werde. Dagegen sei nicht der mindeste Grund dafür ersichtbar, daß man auch die unmündigen Kinder noch weiter zwingen solle, im Judentume zu bleiben und sich von der Mehrzahl der Volksgenossen durch ein freiwilliges Ghetto zu unterscheiden.

Etwa um 1900 veröffentlichte Walter Rathenau in

Hardens „Zukunft“ seinen später von ihm bedauerten Aufruf „Höre Israel“, womit er ganz unmißverständlich zur Massentaufe aufforderte. Die Erhaltung des Judentums (so erklärte Rathenau) aus lauter Reminiszenzen und Pietäten, mit sinnlos gewordenen Riten und Gesetzen, sei nur ein Stück verstorbener Orient inmitten der weiterblühenden abendländischen Kulturen. Die Juden sollten endlich die unlösliche und unnötige Spannung beenden und im Deutschtume untertauchen.

Dies war die unausgesprochene Überzeugung der westjüdischen Mehrheit. Sie wäre siegreich geworden und hätte langsam zur Auflösung geführt, wenn nicht in den kommenden Jahren der Zionismus die noch aufschwungfähige jüdische Jugend gesammelt hätte. –

Nichts hatte Hardens schöner Genius des geistigen Spiels je völlig ernst genommen. Metaphysik, Moral, Weltgeschichte, ihm erschien wohl alles ein wenig zweifelswürdig. Aber in einem Punkte war es ihm bitter Ernst. Da fühlte er, der auch mit Menschen erhaben Spielende, sich voll verantwortlich und nur als ein treuer Knecht. Er hieß: Deutschland!

Als sein fünfzigjähriger Geburtstag seine damals noch Hunderttausende umfassende Lesergemeinde in Bewegung brachte, da dankte er mit einer Art öffentlicher Eidesleistung. Er schwur und ließ seinen Gratulanten das wunderliche Denkstück zustellen, daß er lebenslang nach bestem Wissen und Können dem Wohl des deutschen Menschen dienen werde. Das „Wohl des deutschen Menschen“ . . . das war (und wäre es auch nur eine Selbsttäuschung gewesen) jedenfalls die letzte Norm seines immerbewegten Lebens. Danach richtete er sich. Da-

nach urteilte er auch über Juden und Judenfrage. „Was wollt Ihr denn eigentlich", rief er in der „Zukunft" den Juden zu, „sagt doch klar, wessen Geschäfte besorgt Ihr, die Geschäfte Deutschlands oder die Geschäfte Zions?" Und ein andermal: „Man sollte meinen, der Kampf gegen den Semitismus wäre, wenn er aus Überzeugung geführt wird, an und für sich nicht verächtlicher als der Kampf gegen Katholizismus, Kapitalismus, Junkertum und Sozialismus." – Harden hatte Unrecht. Es ist ein Unterschied, ob ich den Menschen als ein Geschöpf der Natur oder ob ich ihn als Träger von Prinzipien verneine. Aber man erkenne seine Vorurteilslosigkeit in der Judenfrage.

Sein Stil wurde, wenn er von Deutschland sprach, getragen und feierlich. Er ähnelte dann der Rede Jakob Grimms, und seine politische Gedankenwelt hatte manchen Ausschnitt gemeinsam mit der Deutschlandanbetung Paul de Lagardes und Heinrich v. Treitschkes. –

Ich muß nun endlich mit einem Geständnis herausrücken: Ich habe lebenslang mit Maximilian Harden im Kampfe gestanden.

Wenn ich heute am Ausgange unsrer Lebenstage mir die Frage vorlege: warum habe ich denn den Mann abgelehnt? so will es mir scheinen, daß jener Augenblick in der Jugend für meine Einstellung symbolisch war. „Il s'était fait une tête". – Nicht, als ob es ihm an Verantwortungskraft fehlte, nicht als ob seine Satire nur Spiel, seine Wut nur Theater war. Er besaß Ernst, Blutschwere, Treue, langen Atem. Aber er hätte sich nie der Sache geopfert, und wenn er sich geopfert hätte, hätte

er nicht zuvor nach dem Photographen geschickt? – „Für Harden“, so schrieb ich um 1900, „gibt es kein Wahr und Falsch, sondern nur ein Klug und Dumm. Er kritisiert die Weltgeschichte, wie er die Theater kritisiert. Er wird seine Person nicht so weit daranwagen, um unpersönlich zu werden.“

Ich blicke zurück auf einen herben Lebensweg und denke: So ein Allmächtiger, Arrivierter hatte nie ein Wort der Ermutigung, der Würdigung. Er kannte mich, kannte meine Leistung, hätte mit ein paar Zeilen oft helfen und aufklären können. Ich erfuhr durch vierzig Jahre, wenn ich überhaupt je eine Wirkung erfuhr, Schmähungen und Beleidigungen, wie sie keinem Manne meines Ranges schlimmer zuteil wurden. Harden schwieg dazu. Hätte ich Bitte oder Schmeichelei an ihn verwandt, gewiß, er hätte sich des Versprechens erinnert, das er dem Werdenden gab. Aber immer sah ich den Blick aus dem Spiegel: „Schauspieler der Größe, Affe des Ideals, Komödiant des Geschichtsschwindels, geschminktes Gesicht, geschminktes Wort! – Fliehe!“

So blieb unsre Beziehung durch ein langes Leben. Und dann kam die entscheidende Stunde, die für jedes Leben nur ein Mal kommt und die Probe macht: Was an deinen Zielen war echt? Das war die Stunde bei Ausbruch des Weltkrieges, Juli 1914.

Wenn ich in Jahren der Jugend (denn mit dem Weltkriege endete unsre Jugend, und alles, was vor ihm lag, war noch keine rechte Wirklichkeit) zuweilen an die Möglichkeit einer ungeheuren Völkerkatastrophe dachte, dann wurden tröstend die folgenden Hoffnungen wach: Zu groß ist die Macht der Internationale, als daß noch

einmal die politischen Machttriebe der völkischen Selbstsüchte sich wechselweise zerfleischen könnten, gleich Betrunkenen, die in einem Porzellanladen zu raufen beginnen. Die Solidarität der Not, der Armen und Leidenden in allen Ländern, wird sich stärker erweisen als die Erweiterungs- und Beutegierden der Ämter und des Kapitals. Kein Sozialist wird jemals Kriegskredite bewilligen. Und ohne die Sozialdemokratie kann keine Schlacht geschlagen werden. Dazu kommt die für das Abendland bündig gewordene Gleichberechtigung der Frauen. Die Herrschaft der Mütter wird Antigones Wort zu Wahrheit machen: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." Es wird unmöglich sein, daß Mütter und Mädchen sich in Hyänen wandeln, „lechzend nach dem Blute des Feinds". Und endlich: Wenn die unter alle Völker der Erde verstreuten fünfzehn Millionen Juden überhaupt noch einen *Sinn* für die Erde haben, dann kann es nur der sein: die Brücke zu schlagen und den Faden zu weben von Volk zu Volk. Daß eine Menschengruppe, der überall gesagt wird, sie sei nur geduldet und nicht mit zugehörig, sich in wüste „Patrioten" verwandeln und, Landschaft wider Landschaft, übereinander herfallen würde im Dienste ihrer Bedrücker, das schien mir wenig wahrscheinlich zu sein.

Und nun geschah's! Die Sozialisten verrieten die Armut; die Mütter die Liebe; die Juden ihre sinnvolle Sendung: „Lo bechail, welo bekoach, ki im beruach" („Nicht mit Heeresgewalt, nicht mit Waffenmacht, sondern einzig mit der Kraft des Geistes").

An die Tage des August 1914 werde ich bis zum Tode nie anders zurückdenken, als an die klarste Offenbarung,

die mir je zuteil ward über die schönen menschheitlichen Wahnideen. Ideale sind Krücken. Fortschritt ist nur ein Trug. Geschichte: Lüge.

Es war damals, wie wenn jeder Mensch nur eine einzige Angst hegte: hinter der „großen Stunde“ zurückzubleiben. Jeder wähnte, man könne von heute auf morgen ein Held werden. Und wenn man noch gestern dem Erfolgsschacher gelebt hatte. Da war zu Ende die Freiheit des Einzelnen. Da gab es kein Gewissen, kein Auswerten, keine Herzensprüfung. Da ballte sich aus Rauflust, Hochherzigkeit, Dummheit, Gewinnsucht, Feigheit, Herdenseligkeit, Abenteuergier, Gläubigkeit, kurz aus allem Guten und allem Schlimmen der Menschennatur: das Völkerschicksal. Jeder fühlte wie sein Nachbar. Jeder tat, was sein Nachbar tat. Und ward es zur allgemeinen *Mode* zu sterben, dann starb ein Jeder. Führer war, wer das sagte, was zu dieser Stunde alle hören wollten. Alle zu hören nötig hatten. Führer wollte jeder sein. Jeder wähnte, nun endlich sei seine Stunde gekommen, und die Welt habe nur auf ihn gewartet.

Wahrhaft glücklich aber waren die erst Halb-Enttierten. Nun entfiel endlich, was ihnen immer zuwider und immer hinderlich gewesen war: das zartere Gewissen, das reinere Herz. Jetzt galt das *Tier*. Und was nicht dem Tiere diente – es war todesreif.

In dieser Herzensqual, abgedrängt und abgeschieden wie nie zuvor, klammerte ich mich an einen törichten Plan. Bei seiner Durchführung – o kindlicher Wahn – hoffte ich auf Maximilian Harden. In jedem Volke Europas, so dachte ich, müßten zu diesem entscheidenden Zeitpunkte die anerkannten bestgehörten meistgenann-

ten führenden Geister öffentlich sprechen: „Wir, die bestellten Hüter des zeitlosen Reiches, der gültigen Wahrheit weigern, dem blutigen Wahn der Geschichte Folgschaft zu leisten. Ihr könnt erst dann martern und morden, wenn ihr zuvor unsre Gehirne auslöschtet. Euer führendes Licht, auf das ihr stolz seid."

So dachte ich, würden in allen Ländern die führenden Geister sprechen. Wenn in Deutschland auch nur George, Hauptmann, Dehmel; in Frankreich nur France, Rolland, Bergson; in England Shaw, Galsworthy, Wells; in Rußland Mynski, Andrejew, Brjussow mit diesem „Aufruf zum Geist" hervortreten, wenn eine europäische Zeitschrift vom weitesten politischen Einfluß wie Hardens „Zukunft" diesen Aufruf einleiten würde, dann müßte sich ein Damm von Licht auftürmen, daran die Wogen der Leidenschaft vielleicht zerschellten. In der äußersten Not aber würde zum ersten Male in der Geschichte ein ungeheures Beispiel gegeben werden. Die geistigen Führer würden den Kreuzestod Christi erleiden.

Dies mein Wahn. – Das Erwachen war schrecklich.

Gerade diejenigen Männer, an die ich geglaubt hatte, als an Vorbilder und Erzieher auf meinem Wege, verwandelten sich in Rasende. Der rasendste unter allen Kriegshetzern jener Tage war Maximilian Harden. Seine „Zukunft" wandelte sich in das Organ der gierigsten Annexionisten und Alldeutschen. –

Und das ging so fort durch vier gräßliche Jahre. Von Sieg zu Niederlage und von Niederlage zu Sieg. Und kannte nur ein Ziel und einen Maßstab: Erfolg. Zuerst trieb Harden eine Politik des Gewalttaumels. Sodann, als die Geschäfte schlechter gingen: eine Politik, die den

vorteilhaftesten Frieden sucht. Und schließlich, etwa seit 1916, machte er auf tausend Hintertreppen den Versuch, für Deutschland zu retten, was noch zu retten wäre.

Und dann Herbst 1918 – um fünf Jahre zu spät – kam die deutsche Revolution.

Das Land war entkräftet, das Heer zerstört, der Kaiser entflohen, der Bismarckische Staat zertrümmert, alle Könige und Fürsten davongejagt. Nie war ein Volk so desorientiert. Nie so willig, neu zu lernen und neu zu bauen. Aber wo stand Harden?

Seine Zeitschrift war von Jahr zu Jahr einflußloser geworden. Er hatte sie zuletzt ganz allein geschrieben, und kaum tausend Bezieher waren ihm treu geblieben, welche seinen Gedanken folgten als den Monologen eines zeitentfremdeten Eigenbrödlers. Denn, mit dem Augenblick, wo die von ihm gehaßte Kaiserherrlichkeit dahinsank, war seine Feder überflüssig geworden. Sie hatte nie ein anderes Thema gehabt, als Deutschland zu sagen, was an der kaiserlichen Staatswirtschaft *nicht* sein sollte. Und sie hatte nie für anderes Publikum geschrieben als für das nunmehr entmachtete.

Wir sind immer geneigt, gegen Besitz und Rang ungerecht zu sein, wenn wir daran denken, daß Millionen wertvolle gute Wesen in unwürdigen Verhältnissen verkümmern, während in den gepflegten Häusern auf den Lederpolstern der Macht oft genug Charaktere lungern, die von der Natur für „Kartoffeln und Kientopp" bestimmt zu sein schienen.

Harden zitierte gern gewisse Bemerkungen Bismarcks wie: „Ein Mensch, der den Fisch mit dem Messer tranchiert, sollte nicht gerade Kultusminister werden", oder

„Mancher meint, er kann Deutschland in Ordnung halten und kann noch nicht seine Komodenschublade in Ordnung halten". Privilegien schienen ihm nur dann erträglich zu sein, wenn sie durch ein hohes und großes Menschentum gerechtfertigt wurden.

An den neuen Machthabern suchte er vergebens nach Hoheit und Größe. Für ihn waren diese Ebert, Noske, Scheidemann emporgekletterte Kleinbürger, deren keiner das geschäftige Mittelmaß überragt. Männer ohne Überlieferung, ohne Geschichte, ohne Bildung, ohne Feinheit. Glückliche Erben der Revolution. Sein Haß gegen die braven Parteilichter der Sozialdemokratie, die sich nun zu Sonnen Deutschlands aufwarfen, war so groß, daß sein positivstes Gefühl die Liebe zu Rußland wurde. Eine leise Hoffnung, daß der Bolschewismus siegen und die deutsche Herrschaft der Kleingeistigen und Mittelmäßigen hinwegfegen würde.

Daß die Stühle, auf denen bisher die Sprossen alter Adelsgeschlechter, goldverbrämt in Orden und Gala gesessen hatten, jetzt von Männern innegehabt wurden, die schlechtes Deutsch schrieben und allzu grobe Sinne hatten, das war dem anmutigen Spieler des Esprit unerträglich. Und daran zeigte es sich, wie er doch im Grunde seines Herzens von den befehdeten Prinzen, Fürsten, Königen und ihren Hofstaaten allzusehr abhängig gewesen war, ja um ihre Beachtung geworben hatte.

Da aber kamen Ereignisse, deren Erinnern das Blut gerinnen macht.

Nichts – ich wiederhole es – hatte Hardens schöner Genius des geistigen Spiels je völlig ernst genommen. Metaphysik, Moral, Weltgeschichte . . . ihm erschien

wohl alles ein wenig zweifelswürdig. Aber in einem Punkte war es ihm bitter Ernst. Da fühlte er, der auch mit Menschen erhaben Spielende, sich voll verantwortlich und nur als ein treuer Knecht. Der Punkt hieß: Deutschland.

Rund um den Gealterten gackerte nun ein vorlautes Geschlecht, das nichts wußte von dem, was er einst für Deutschland bedeutet und für Deutschland geleistet oder zu leisten geglaubt hatte. Nichts war aus der großen Vergangenheit geblieben als dreißig Jahrgänge vergilbte Zeitschriften. Er saß da, wie eine verblühte Operndiva unter vergoldeten Schleifen welker Lorbeerkränze in ihrem seidenen Schmollwinkel. Jüngere, Glücklichere, die in seiner Schule gelernt hatten – Emil Ludwig, Paul Wiegler, Stefan Großmann – hatten ihn überholt. Noch immer der zierlichste Ziselierer des Wortes, der kluge Charmeur, der große Florettfechter, der die feinste Damaszenerklinge des Geistes zu schleifen verstand, trieb er nun, hilflos wie ein Kind, unter einer derben Menge, die nur mit Mistgabeln und Gummiknüppeln wacker zu kämpfen vermag.

Sein schönes gepflegtes Puppenköpfchen ward böse und traurig. Die ihn besuchten, schildern ihn als einen sehr stillen, sehr höflichen, bitterbösen kleinen Marquis im Exil.

Als das alte Reich zu wanken begann, ließ der Kaiser seinen Todfeind bitten, er möge die Friedensverhandlungen führen. Kanzler und Ministerpräsident waren bemüht, den Mann zu versöhnen, der schon am 25. Geburtstag des deutschen Kaiserreichs, am 18. Januar 1895 in seiner „Zukunft“ geweissagt hatte: „Wird so weiter

regiert, dann wird sich eines schönen Tages ein Völkerbund bilden und wird diese Großmacht niederwerfen und alles das, was das deutsche Volk sich erarbeitet hat, wird dahin sein."

Die Prophetie war erfüllt. Der Prophet vergessen. Sein Haß wie seine Liebe waren aller Welt gleichgültig. Unter den neu zur Herrschaft Gelangten war zwar keiner – (auch Rathenau, auch Stresemann nicht) –, der an politischem Scharfblick ihm gewachsen war. Gerade darum aber war der Mann, der sich nie einer Partei anschloß oder ein Amt annahm, allen unheimlich und fremd.

Immer wenn Menschen in die Irre gehen, dann ziehen sie sich zurück auf den nackten Selbsterhaltungstrieb. Die soziale Republik, das demokratische Ideal war Kulisse. Hinter der Szene herrschte der Terror. Die Tragiposse, die sich zum Schluß an Harden ereignete und seiner merkwürdigen Laufbahn das Ende setzte, ist so grotesk, daß es für ein kommendes Geschlecht schwer fallen wird, auch nur den Zusammenhang zu verstehen.

Aus der Revolution wuchs die Konfusion. Aus der Konfusion die Reaktion. Juden hatten auf den Trümmerstätten des völkischen Machtwahns gläubig die weißen Fahnen gerefft. Die alten Fahnen mit der betörenden Inschrift: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit". Nun, wo der Ansturm der proletarischen Masse erdrückt war und die neuen Besitzenden nichts sehnlicher wünschten, als ihre Macht sicherzustellen, da wurden auch die jüdischen Feuerköpfe schnell hinweggefegt. Sie hießen nach beendetem Kriege: Landsfremde, Blutfremde, Nichtdazugehörige.

Die Epoche des Rassenantisemitismus begann mit dem

Morde an dem weitsichtigen Karl Liebknecht und der hochgesinnten Rosa Luxemburg. Dann wurde Kurt Eisner, Bayerns Ministerpräsident, ermordet. Sein Mörder, ein Graf Arco, war der Sohn einer jüdischen Mutter. Das reine und große Herz Gustav Landauers wurde buchstäblich mit Füßen zertreten. Dann wurde Leo Jogisches geopfert und der beste Kopf der Revolution, Eugen Leviné. – Mühsam, Toller, Fechenbach wurden eingekerkert. Walter Rathenau, der deutsche Außenminister, fiel als Opfer eines Mordkomplotts romantischer Knaben. Und plötzlich wurde durch die Zeitungen bekannt, daß ein verkommener Bube, im Solde einer Koterie nationalgesinnter Männer, Maximilian Harden im Dunkel der Nacht hinterrücks überfallen und mit einer Eisenstange achtmal seinen Schädel eingeschlagen habe. Jenes Gehirn, das drei Jahrzehnte lang den führenden Deutschen als eines der leuchtenden gegolten hatte.

Und man ließ es geschehen? . . . Nein! Man jubelte, man jauchzte! Man sah in der abgefeimten Tat eine Ehrentat im Dienst des Vaterlandes. Es trat zutage, daß Zehntausende den Mann beneidet oder genützt, jeder ihn gefürchtet, keiner ihn geliebt hatte. Er war wirklich für Deutschland: ein Fremder.

Dank der Kunst eines bedeutenden Chirurgen kam er mit dem Leben davon, zwar für den Rest seiner Tage gebrochen, aber doch immerhin noch kampffähig und geistesstark.

Er erwartete nun (und das war selbstverständlich), daß seine Mörder öffentlich zur Verantwortung gezogen würden. Aber der Generalstaatsanwalt betrieb die Verfolgung so lässig, die Gerichte arbeiteten so langsam, die

Presse und die Welt der öffentlich Meinenden zeigte sich so teilnahmlos, daß die Verhandlung gegen den Mörder oder besser gesagt gegen zwei gedungene Ausführer des Mordplans (denn die eigentlichen Anstifter hatten längst Zeit gefunden, sich in Sicherheit zu bringen und die Spuren des Komplotts zu verwischen) für den Verletzten zum Dornenwege wurde. Statt als Ankläger, stand er erstaunlicherweise als Angeklagter vor seiner Nation.

Man billigte seinen Mördern den guten Glauben zu, einen Schädling vernichten zu müssen. Man karrte alles zusammen, was irgendwie geeignet erschien, die feige Tat als edelbegründet erscheinen zu lassen. Man ließ den abscheulich Verunrechteten fühlen, daß die Republik seinen Tod gar nicht ungern gesehen hätte.

In den Geschichtsbüchern der Zeit figurierte er als ein von Bismarck gelegentlich zu Schreibdienst verwendeter „Isidor Witkowsky aus Galizien". Den Namen Isidor hatten böswillige Schreiber aus den Fingern gesogen. Er hatte nie so geheißen, war nie aus Galizien eingewandert. Aber es wäre vergeblich gewesen, solche Fälschungen richtigstellen zu wollen.

Vor dem plötzlichen Auflodern dieses gegen seine Person gekehrten Blutrausches stand Harden wie ein Kind. Er begriff nicht, wie das geschehen konnte. Denn dieser in weiten Kreisen des Volkes schwelende Haß drängte ihn auf *die* Seite, die er abgelehnt hatte und auf der er nie heimisch gewesen war.

Durchblättert man politische Zeitungen und Zeitschriften Frankreichs, Englands, Amerikas, so wird man durch Jahrzehnte häufig dem Namen Harden begegnen.

Aber immer als dem Namen eines führenden „Nationalisten“. Er galt im Ausland als fanatischer Deutscher. Jetzt aber hatte er in der freien deutschen Republik seine Vergangenheit zu verteidigen, als die Vergangenheit eines „jüdischen Schmarotzers“. Und ein Zufall oder eine gute psychologische Berechnung der Amtierenden fügte, daß der Gerichtshof, der über den Mordversuch an Harden zu entscheiden hatte, mit deutschvölkischen Juden besetzt ward. Der Vorsitzende, der nach deutschem Strafrecht allmächtig ist, war der getaufte Sohn eines Rabbiners. Und zur Verteidigung des Mordkomplotts und zur Anklage Hardens als undeutschen Schädlings fanden sich zwei Juden, zwei Berliner Rechtsanwälte namens Bloch und Schiff, getauft und Vertreter jenes glatten Assimilantentums, das in ewiger Scheu lebt, noch immer nicht deutsch, noch immer nicht christlich genug zu wirken.

Noch einmal raffte Harden seine gewaltige Kraft zusammen zu einer Rede, die sein Leben und Wirken in schlichten Worten rechtfertigt. Sie blieb völlig unwirksam vor einem Tribunal jüdischer Antisemiten. Die wunderliche Lage war diese: Ein Jude, der sein Leben lang deutsch zu fühlen glaubte und für Millionen als Vertreter Deutschlands gegolten hatte, mußte sich zu schlimmer Letzt als Jude verteidigen und die Sache des Judentums führen vor einem Gericht aus getauften Juden, die um ihrer Erfolgs- und Machtzwecke willen die trübe Sache eines deutschvölkischen Mordkomplotts zu ihrer eigenen Sache machten.

Einige Sätze aus Hardens Gerichtsrede beleuchten die sinnlose Lage: „Ich verstehe, daß man auch diese jun-

gen Männer verteidigt. Daß man sie aber so, wie hier versucht wird, verteidigt, daß man einen Menschen, der ihr Opfer geworden ist, der blutend um Mitternacht, bis an die Füße in Blut getaucht, in ein Krankenauto gestopft wird, der aus seiner Tätigkeit herausgerissen wird, das Werk von dreißig Lebensjahren aufgeben muß, der ungeheure materielle Verluste von der Sache hat, daß man den Mann noch schlecht zu machen sucht, das ist mir neu. Bis heute früh war ich entschlossen – weil ich es unerträglich finde, weil ich es ungeheuerlich finde – zurückzutreten und zu sagen: Es gibt ein Stenogramm dieser Verhandlung, und das genügt; das Urteil spricht die Welt! Ich habe es nicht getan, weil ich heute früh einen Brief bekommen habe von einem Politiker von europäischem Ruf, der mir gesagt hat: „Wo ich auch hinkomme im neutralen Ausland, überall sagt man mir: „Ihr Deutsche geht zugrunde durch eure Solidarität mit euren Mördern“ . . . Die Staatshoheit und Rechtshoheit verlangt, daß die Tat bestraft werde, gleichgültig, wer das Opfer war. An der Sache würde nichts geändert, auch wenn ich das Scheusal wäre, das man hier aus mir machen will. Der Kern der ganzen Geschichte ist doch der: Wenn diese beiden Menschen Blumenstock und Feilchenfeld hießen und wenn der, der überfallen wurde, einen urgermanischen treudeutschen Namen hätte, glauben Sie, daß es dann genau so wäre? Ich glaube es nicht! – Ich bin als ein Jude geboren, aber ich habe immer sehr lockere Beziehungen zum Judentum gehabt. Ich bin vor mehr als vierzig Jahren als blutjunger Mensch zum Christenglauben übergetreten. Das war eine Zeit, in der man vom Rassenantise-

mitismus in Deutschland nichts wußte, sonst wäre es wohl eine Art Apostasie gewesen, und ich hätte es nicht getan. – Ich verstehe jeden Antisemitismus, aber ich wundere mich, daß man nicht öfter in diesem Lande daran denkt, daß es im wesentlichen die selben Vorwürfe sind, die der Deutsche dem Juden macht, die ein großer Teil des uns unfreundlichen Auslandes dem Deutschen macht. – Ich bin kein Engel, aber ich habe niemals in meinem ganzen Leben mit Bewußtsein etwas Niedriges getan. Schlimm genug, daß ich das hier noch aussprechen muß, auf dem ganzen Globus sind nicht viele Stellen, wo ich es müßte . . ." –

Hat, wer solche Worte liest, nicht den Eindruck, daß hier ein Mann, der einfach Schutz zu fordern hätte, sich verteidigt und um Wohlwollen wirbt? Es greift qualvoll ans Herz, wenn er sich an seine Verfolger wendet: „Ich habe bis zum letzten Moment immer gehofft, irgendein Zeichen von Menschlichkeit, von Reue von dieser Seite zu hören. Es ist ausgeblieben. – Es ist sehr schwer für einen kranken Menschen, der diese lächelnden, fidelen Leute sieht! Es ist für mich auf die Dauer unerträglich und unmöglich."

Zum Schlusse der Rede ereignete sich eine tolle Farce. Harden warnte das Gericht, daß die Freisprechung seiner Mörder dem deutschen Volke im Auslande schaden werde. „Es wird eine Ermutigung und Herausforderung sein und allen denen recht geben, die Schlechtes von uns sagen." Plötzlich aber unterbrach er sich. „Nein! Ich bin im Ausdruck entgleist. Ich will sagen nicht von *uns*. Von *Ihnen*. Schlechtes von *Ihnen* sagen! Wenn Sie mich, weil ich als Judenknabe auf die Welt gekommen bin, nicht

haben wollen, dann nicht! Ich habe es auch Rathenau oft gesagt: Warum schreiben und sagen Sie immer ‚Wir Deutsche'? – Man will die Juden doch nicht zu den Deutschen rechnen. Ich liebe den deutschen Menschen, aber ich dränge mich ihm nicht auf. Die Art, wie er seine Rechtsgeschäfte ordnet, mag er vor sich, vor seinen Kindern und vor dem, was ich das Weltgewissen genannt habe, vertreten. Wollen Sie diese Mietlinge der Mördergenossenschaft freisprechen und auf dem Prytaneum zur Belohnung für patriotische Tat speisen, tun Sie's" –

Kann wohl der Unsinn der Untermengung des Rechts mit völkischen Gefühlen, der übervölkischen *Norm* mit Tatbeständen des Lebens krasser an den Tag treten?

Hier begünstigt ein deutscher Gerichtshof, in welchem getaufte Juden sitzen, die Mörder eines andern getauften Juden, weil diese Mörder versichern, daß sie im Namen und aus dem Geiste deutscher Gesinnung morden wollten. Und indem die einen sich äußerst „deutsch" gebärden, treiben sie den andern, der bis dahin womöglich noch „deutscher" gewesen war, nun wieder ins „Judesein" zurück . . .

Die Kunde von jenem Attentate gab meiner Stellung zu Harden eine mir selber erstaunliche Wandlung.

Ich hatte diesen Mann durch nahezu vierzig Jahre zu hassen geglaubt. Aber auch der Haß ist Liebe, die zertreten ward. Wie Dornen Knospen sind, die verkümmern mußten. Es gibt ein Erlebnis, das auch gestorbene Liebe wieder lebendig macht: das Mitleid.

In jener Stunde, wo dieser Mann angesichts der deutschen Öffentlichkeit von einem gedungenen Bravo niedergeschlagen wurde, ohne daß irgendeiner aus seiner Million Bewunderer von ehemals öffentlich für ihn eintrat, da ist mir alles zum Ekel geworden, was ich jemals Absprechendes über ihn geäußert, jemals Verneinendes gegen ihn geschrieben habe. Aus unmittelbarer Empörung schrieb ich ihm. Und sein Dank zeigte, daß die Teilnahme eines Schicksalsgenossen ihn freute. Denn auch ich erfuhr damals unter dem Beifall der deutschen Öffentlichkeit Beschimpfung und Mißhandlung.

Ich habe Harden noch einmal wiedergesehen.

Es war in seinem Häuschen im Grunewald. Das Gesicht des kleinen Marquis war alt geworden. Seine Züge scharf. Sein Gang greisenhaft. Nur die stählernen blauen Augen hatten noch den Jugendglanz. Und sein Wesen die selbe Zierlichkeit und bezaubernde Grazie wie in der Jugend. Hundert Bilder und Schicksale zogen vorüber, die wir überdauert hatten. Ich sagte: „Ich hätte Sie bis zum Tode bekämpft, wenn Sie in der Macht geblieben wären.“ Er erwiderte: „Auch ich hätte Bismarck bis zum Tode bekämpft, wenn er in der Macht geblieben wäre.“

Er entsann sich unserer frühen Gespräche und erinnerte daran, daß wir einst über unser Schicksalslos als Deutsche und Juden debattierten. Er habe mir, dem Schwankenden, die strenge Forderung gestellt: Deutsch schlechthin! Da sei ich gequält aufgesprungen und habe ihm ein Zitat zugerufen, – sein erstaunliches Gedächtnis kannte es noch nach 36 Jahren:

> *„Quo semel est imbuta recens*
> *servabit odorem testa diu.“*
> (Womit dereinst die Schale gefüllt war,
> davon wird sie den Duft lange bewahren.)

Er habe oft an diesen Vers des Horaz gedacht, und nun im Alter sei es ihm ergangen wie dem Dichter, bei dem wir damals gemeinsam zu Gaste waren. Auch Theodor Fontane habe sich als Sänger Preußens und des Preußenruhmes gefühlt. Aber zu seinem 75. Geburtstage habe nicht ein Einziger von denen, die er besungen hatte, ihm gedankt. – Und der böse kleine Marquis deklamierte, halb mit pathetischem Ernst, halb belustigt und als ein Schelm:

> „Aber die zum Jubeltag kamen,
> Das waren doch sehr, sehr andere Namen.
> Meyers kommen in Bataillonen,
> Auch Pollaks und die noch östlicher wohnen.
> Jedem bin ich was gewesen,
> Alle haben sie mich gelesen,
> Alle kannten mich lange schon.
> Und das ist die Hauptsach . . . Kommen Sie Cohn.“

Als wir gegen Abend unter den Bäumen des Gartens schieden, da hatte ich das gute Gefühl, eine gallige Last los zu sein, die mich durchs ganze Leben gedrückt hatte. Nun hätte ich ihm gern gute Gesinnung gezeigt. Aber wie? Ich malte ein Bild seiner Persönlichkeit, wie sie nach so vielen Jahren mir erschienen war. Überlegen, weise und verklärt. Eine Zeitung im Ausland brachte die kleine Skizze. Ich schickte sie ihm. Es hieß, er sei leidend. Er war nach Italien gereist. Einige Wochen ver-


gingen, dann erhielt ich eine Antwort. Aber wie ich es dem Unberechenbaren nie recht gemacht hatte, so fand ich auch jetzt nicht seine Zustimmung. Er antwortete: „Sie malen mich als einen buddhistischen Weisen, der vornehm und resigniert sich auf den Tod vorbereitet. Ich bin nicht resigniert und nicht buddhistisch. Ich bin ein Kämpfer, und wie lebendig, das wird sich in einigen Wochen zeigen, wo die ‚Zukunft' wiedererscheinen wird, die für Deutschland notwendiger ist als je."

Kurz darauf kam die Nachricht, daß Maximilian Harden gestorben sei.


Im Krematorium in Wilmersdorf wurde er eingeäschert. Beethovens Musik ertönte, und ein junger Schauspieler sprach einige Worte Goethes: Dank an die Natur, die ihr Kind ans große Herz zurücknimmt.

Und dann kam die Flamme und verschlang das Bild des Knaben, der einst im Hofe der Schule „Entscheider der Schlachten" spielte. Und nahm in ihre Sonnentiefe den schönen Jüngling, der einst Herzen und Frauen gewann. Und fraß den Mann, den rastlosen Arbeiter, den in Deutschland mächtigsten durch die Schrift und das Wort. Und fraß die Weisheit und die Schrift. Und Unrecht und Schuld. Und Ruhm und Geschichte.

Etwa fünfzig Ergriffene blickten den schönen, schwindenden Bildern nach. Die meisten waren Juden.



KUPPEL



1.

Kennt ihr das jüdische Lied: „Fragt die Welt eine alte Kasche (Frage)"? „Tra-la, Tra-di, Ridi, Rom", fragt man. Und man antwortet: „Tra-di, Ri-di, Ri-lom". Und wenn man will, kann man doch auch sagen: „Traj-dim"? – Und immer ergeht es dir wie dem Rabbi mit den zwei Streitenden. „Trage *du* den Fall vor", sagt der Rabbi zum ersten, und als er ihn angehört hat, entscheidet er: „Du hast recht." – „Und nun trage *du* den Fall vor", sagt er darauf zum andern. Und er schildert nun die Sache gerade umgekehrt. Der Rabbi aber hört sorglich zu und entscheidet schließlich: „Du hast auch recht." Da ruft der erste verwundert: „Aber es ist ja doch nicht möglich, daß ich recht habe, und er hat auch recht." Und wieder grübelt der Rabbi und entscheidet schließlich: „Da hast du *auch* recht."

Wenn der Zionist stundenlang dargelegt hat, Judentum sei nicht nur eine Theorie, ein Menschheitsverein, eine Weltanschauung, sondern Wirklichkeit in Leben und Blut, dann kommt sicher ein Sozialist und erklärt: „Gar nichts kommt darauf an, daß Völker da sind. *Wozu* sie da sind, welchem Sinne sie dienen, darauf kommt es an. Nur als Träger ewiger Menschheitswerte haben wir Daseinsrecht."

Und umgekehrt: Wenn der Sozialist stundenlang dargelegt hat, daß die übervölkische Gemeinschaft der Wahrheit und der Gerechtigkeit tiefer verpflichte als aller Zufall der Geburt, und daß auf dem Boden der Nationalstaaten keine Frage der Völker lösbar sei, auch nicht die Frage der Nationalitäten selber – flugs tritt der Zionist auf und ruft: „Blut ist wirklicher als Geist. Die Natur könnt ihr nicht austreiben. Wir auch haben ein Recht auf Selbsterhaltung."

Und so wird der Wortkampf weitertoben! Wie können wir dem Buche vom Selbsthaß eine Kuppel bauen? Wie die endgültige Brücke schlagen?

2.

Der Verfasser dieses Buches hat, wenn je irgendeiner, die *über*völkischen Werte mit Blut und Leben zu erfüllen getrachtet und ist tief davon überzeugt, daß einzig der Klassenkampf, nie die heutige Politik der Nationalstaaten die entscheidende Lösung für das Menschengeschlecht bringen wird. Er steht *jedem* „Nationalismus", auch einem jüdischen, unüberbrückbar fern. Und doch wünscht er, daß jeder Mensch fühlen möge: „Ich bin, was ich bin, und habe das Recht, mich meiner zu *freuen*." Es wäre ganz fruchtlos, darüber nachzudenken: Bin ich mehr deutsch? oder mehr jüdisch? oder beides? oder keines von beiden? Denn so wie du zur Welt geboren bist, so *sollst* du wachsen und dich erfüllen! Und gibt dir dieses Land dazu nicht das Recht und will dich vergewaltigen, so gehe in ein anderes. Völkerfragen sind *alle* unlöslich! Aber wir machen diese Fragen ja selber, und

eines Tages werden sie gelöst sein, weil man in einigen Jahrhunderten nicht mehr so fragen wird, wie wir heute fragen[16]).

3.

Unter den deutschen Juden, die dem Judentum nur die *über*völkische Sendung gestatten, ragen gegenwärtig zwei ausgezeichnete Köpfe hervor: der Philosoph Constantin Brunner und der Sozialreformer Joseph Popper-Lynkeus. Beide fordern „den Verzicht auf jeglichen Biologismus". „Israel", so lehren sie, „ist das Wundervolk, welches seine geschichtliche Berufung nur dann bewahren kann, wenn es – übernational wie der Geist, die Mathematik, die Logik und die Ethik – die besondere und absondernde Gestalt aufgibt und grenzenlos und in allen Gestalten die Brücke baut zwischen den Völkern als der ewige Träger des einen in allen lebendigen Geistes."

Was können wir diesen großen Lehrern des Endgültigen und Allbündigen erwidern? Nichts! Sie haben vollkommen recht. *Wäre* das Leben „Geist", könnte eine *Lehre* Weltgeschichte machen, dann freilich hätte die Erhaltung eines Sondervolkes unter andern Sondervölkern keine andere Bedeutung, als etwa die Frage, ob eine selten gewordene Ameisenart unter alle andern Haufen des Waldes aufgeteilt oder in einem besonderen Haufen forterhalten werden müsse.

Aber – ihr großen Theologen und Philosophen! Habt ihr schon jemals ein Volk, eine Gemeinschaft, ja auch nur „Vertreter" von Volk und Gemeinschaft gesehen, welche *nicht* gesagt hätten: *Wir* sind es! *Wir* sind die Auserwählten!? – Jeder Ameisenhaufen hält sich für

den Mittelpunkt des Waldes. *Jede* Tiergattung, *jede* Pflanzenart, *jedes* Volk würde alle andern Arten aufzehren, wenn sie das nur vermöchte. Für das Dasein und die Erhaltung eines Lebendigen lassen sich überhaupt keine *Gründe* beibringen. Würde man uns fragen: „Warum wollt ihr denn noch dauern?" so könnten wir darauf, wenn wir ehrlich sind, gar nicht anders antworten, als wie alle Wesen antworten: „Weil wir *sind*."[16]

Grauenhaft, furchtbar, tief problematisch ist es, wenn je ein Mensch irgendeine *andere* Antwort gibt. Wenn er sich beruft auf „Sendung", „Mission", „Rang" und auf all den seelenmordenden Dünkel des Allgemeinen.

Die ganze Lebensfrage des jüdischen Volkes scheint mir diese zu sein: Kann es den Dünkel des Geistes überwinden? Kann ihm das Persönlichste und Nächste genugtun?

Wir wissen sehr gut, daß das Pflanzen eines Waldes, das Entwässern eines Sumpfs, das Roden eines Ackers, die Anlage einer Apfelsinenfarm, der Bau eines Elektrizitätswerks kein großes Volksziel ist. Wir wissen auch sehr gut, daß angesichts „der ewigen Werte der Wahrheit und des Rechts" das Vorhandensein eines *bestimmten* Volks, ja zuletzt sogar das Vorhandensein des Menschengeschlechts ganz gleichgültig ist, denn es kommt überhaupt nicht darauf an, daß wir da sind, sondern daß wir *wert* sind, da zu sein. Das wissen wir.

Aber den „Geistigen", welche die „Ideale" so überdehnen, daß überhaupt nichts übrigbleibt von Natur, Boden, Blut und Volk, möge doch folgendes gesagt sein: Wir leben nicht, um gesund zu sein, aber für welches Ziel könnte wohl ein Mensch leben, wenn er nicht zuvörderst trachtete, gesund zu sein oder, falls er es nicht

ist, gesund zu werden. Damit der Jude seinem Leben überhaupt einen Sinn geben kann, muß er zuvörderst einmal *Jude* sein dürfen, und muß es froh und gerne sein. Juden aber sind nicht bloß *Geistige*. Es sind nicht eine Anzahl Individuen, die im Telephonadreßbuch oder im Handelsregister beisammenstehen. Es sind Millionen lastentragende Eigengeschöpfe aus altem Blut. Und wenn in Rußland, in der Ukraine, in Rumänien, in Samarkand an ihnen Unrecht geschieht, so soll nur ja keiner von uns wähnen, das ginge *ihn* nicht an. Jeder, jeder Einzelne, auch der kleinste Jude soll spüren, daß sein Schicksal immer das unsere ist.

4.

Wenn wir Juden in Palästina wohnen geblieben wären, dann wären wir heute ein Volk unter andern vorderasiatischen Völkern, etwa wie die Griechen oder wie die Araber. Nun aber wurden wir vertrieben und unter wechselnden Sternen in Steinhaufen eingekäfigt und hinter Mauern gehalten. Dabei wurden wir vielfach verbildet, überzüchtet, ja manches Mal bis zur Lebensunfähigkeit zerstört. Aber wir nahmen mit alledem nur eine Entwicklung vorweg, welche einige Jahrhunderte später ganz ebenso das Schicksal der proletarisierten und in die Arbeitswirtschaft eingesperrten Menschenmasse Europa-Amerikas werden sollte.

Der Kern aller Völkerpathologik war die erzwungene Naturlosigkeit und Lebensentfremdung hinter Mauern und unter Folianten. Unserem Volke fehlten einige Jahrhunderte die Regulative alles gesunden Lebens. Wälderrauschen und Quellgeriesel, Meereswelle, singender Wind,

Umgang mit Pflanze und mit Tier. Unser Volk ward verkünstelt. Hinter Mauern wuchsen bleiche Kinder, die lebenslang keine Landschaft mehr sahen, keine Weizenfelder, keine Eiche, keine Föhre. Es ist bekannt, daß dem Juden kein Beruf gelassen wurde als der Händlerberuf. Bauer, Jäger, Soldat konnte er nicht sein. Seine Heimat war der Geist, seine Scholle das Papier, sein Acker das Gehirn. Dies änderte sich erst im Zeitalter der sogenannten Emanzipation. Bis dahin war die Aufgabe unsrer Volkheit: Kompensationen zu erschaffen für das Dahinschwinden der lebensunmittelbaren Gemeinschaft mit Natur und Land.

Überall nun aber wo die Gemeinschaft (im Sinne von Naturgemeinschaft) sich lockert, da ist Gesellschaft (im Sinn von bewußter Vergesellung auf Grund gemeinsamen Denkens und Wollens) bemüht, einen Ersatz zu schaffen. Wenn die Natur nicht mehr gemeinsame Typen erschafft, dann müssen soziale Ziele und Ideale die Atomisierung der natürlichen Gemeinschaft verhindern. Die Juden also verband statt der gemeinsamen Erde das gemeinsame Gesetz; nicht die lebende Animalität, sondern die Setzung des Geistes. Das ist der Kern alles jüdischen Schicksals.

Wir können nicht oft, nicht stark genug bemerken, daß dieses Schicksal, diese Wurzellockerung, Naturentfremdung, Auflösung des Volkselementes im Laufe der letzten Menschenalter zum Schicksal der ganzen europäisch-amerikanischen Welt geworden ist, je mehr diese auf Technik, Industrie, Geldwirtschaft sich umstellte.

Die großen Weltstädte ohne Erdwuchs und Wald, von Kohlen überweht, die Industrieviertel, in denen blasse

Proletarierkinder zwei Drittel des Lebens an Maschine und fließendem Band zubringen, sie sind durchaus nichts anderes als riesige moderne Ghetti. Man mache es sich klar, daß Millionen Industriesklaven in solche Ghetti unfreiwillig gebannt sind.

Dieser Übergang der noch naturunmittelbaren Menschen in die siegreiche moderne Geld- und Industriewirtschaft fiel zeitlich zusammen mit der Befreiung der Juden von Ausnahmegesetzen. Um die selbe Zeit also, wo die Juden endlich vom Kerker loskamen, wurde die große Masse der Völker in solche Kerker hineingesteckt.

Hier haben wir den Schlüssel für die gesamte Leistung des Judentums in der Gegenwart. Hier die Lösung für das Geheimnis aller Erfolge und die Erklärung für die Sonderstellung der Juden in der modernen Welt.

Jüdischer Wille und jüdische Intelligenz wurden führend. Warum? Sicher nicht darum, weil die Juden begabter sind und nicht einmal darum, weil sie überhaupt begabt sind. Sondern einfach deswegen, weil sie die selbe Krankheit hinter sich haben, von welcher die ganze übrige Erde, besonders aber das alte Europa nun plötzlich befallen ist. Das jüdische Volk befindet sich heute in der Lage eines Organismus, der eine Epidemie, eine Infektion schon durchgemacht hat, von welcher die jüngeren Organismen gerade eben jetzt übermächtigt worden sind. Wir besitzen bereits die „Antitoxine“ und sind als die Älteren bereits „immun“ geworden gegen Krankheitsgifte, deren Überwinden gerade eben jetzt zur Lebensfrage aller Völker der Erde wird.

Dies ist der Schlüssel für die Führerschaft der Juden im kommenden Zeitalter der sozialen Revolution. Nicht

eine besondere Neigung zu Umsturz und Radikalismus steht dahinter, sondern einfach die ältere Leidenserfahrung.

Das Leiden, welches allen Völkern droht, hat das jüdische als das älteste am frühesten zu erdulden gehabt. Es mußte viele Fraglichkeiten durchdenken und versöhnen, welche an die jüngeren und glücklicheren Völker erst später herangetreten sind. Es hat seine Lösungen nicht nur für sich gefunden. Sie kommen allen Leidenden zugute. Grade darin liegt die Bedeutung der Juden, aber auch die große Gefahr, an dieser übervölkischen, rein geistigen Aufgabe sich aufzulösen.

5.

„Dort in der weißen Wüste steht die Flamme.
Sie trinkt von allem Purpur eures Bluts,
Sie trieft von allen Säften, Öl und Wein.
Die heißesten Mittagssonnen schmelzen drin
In starrer Flamme, der Flamme ohne Glut,
Die ehern steht, klar steht in stummer Luft,
Derweil die weiße Wüste wächst und wächst,
Die große Grabstatt in die Runde rieselt,
Bis alles weiße Grabstatt, weißes Licht."

Die furchtbare Vision von der starren Flamme, die keine Wärme mehr ausstrahlt, sondern nur noch *Licht* gibt, hat ein edler Dichter, Karl Wolfskehl, als das Schicksal eines Volkes erschaut, welches nur ein Volk im Geiste, ein Volk der Kulturleistungen ist. Es steht zu erwarten, daß im Laufe des nächsten Jahrhunderts überall in Europa und Amerika viele jüdischen Geister füh-

rend sein werden und daß in jedem Volke die bedeutendsten Bewährungen und Werke von seinen jüdischen Mitbürgern ausgehen müssen.

Lassen wir uns nicht blenden von diesem Glanze des *Werk*-Schicksals. Schlagen wir davor die Augen nieder und bekennen: Dies ist unsre Scham! Dies ist die einzige wirkliche Gefahr unsres Volkes. Unsre Talente sind unsre Gefahr. Gleich wie jede Armee verloren ist, die nur noch Offiziere und keinen gehorsamen Soldaten mehr hat.

Denn es ist nicht wahr, daß ein Volk nur „der Umschweif der Geschichte ist, um zu ein, zwei großen Persönlichkeiten zu gelangen". Es ist nicht wahr, daß die große Persönlichkeit die Geschichte *macht*, oder gar die Geschichte ist. Sondern Geschichte, Volk und Blut sind die Billionen Einfachen und Dunklen. Der Kern und Stern jedes Volkes – auch unseres Volkes – ist nicht die Lehre und sind nicht die Lehrer. Und wäre die Thora noch tausendfach erhabener und wäre sie der Ausdruck der reinen Erkenntnis und Gottes selber – sollen wir nicht Schatten und Gespenster werden, so müssen wir uns immer neu wandeln in alle die einfachen und frohen Gestalten, die nichts von Wahr und Falsch wissen. In Kinder und Frauen, in Bauer und Soldat, in Packträger und Arbeiter, Handwerker und Künstler und in alle die ganz Dumpfen und Schlichten, die das gute Hausbrot und die Ofenwärme unsrer Tage sind. Überschätzen wir nie die Macht des Geistes, die zwar die Welt erobert, aber die Natur zerstört.

Zum Volke gehören die frohen Spiele und frommen Bräuche, der schlichte kleine Alltag und die liebe Einfalt im Gleichmaß und Rhythmus der Erde und der

Jahreszeiten. Zum Volke gehören auch viele Abergläubische und Toren, Millionen Kranke und Mißratene, die Mühsäligen und die Beladenen.

Zum Volke gehört der gute Frohsinn an sich selber und das entschlossene Ja auch zu den eigenen Grenzen und zur menschlichen Schwäche. Zum Volke gehört der Humor.

Jedes gesunde Volk befreit sich von der Gefahr seines Selbsthasses, indem es gütig lachen lernt und froh wird auch seiner eigenen Leiden. Jedes Volk hat Figuren und Gleichnisse, durch welche es sogar über sein schwerstes Elend hinaussteigt. Der Volkshumor erfreut sich an den Sonderlingen und Käuzen. Der Eigensinnige erkennt seine eigenen Kanten und Ecken, der Übeltäter die Komik seiner Seitenwege, der Irrende die Winzigkeit seines Privatschicksals, und jeder lernt lächeln ohne Schmerz.

Der jüdische Witz ist noch ironisch und sentimental, er urteilt über sich selber karikierend oder pathetisch; noch ist der Jude nicht an sich selber froh geworden, aber er wird eines Tages auch seine Grenze lieben lernen. Er wird weniger stolz sein auf den witzigen Kopf und glücklicher durch Humor.

Die glänzenden Funken und Feuer der westlichen Erdhälfte werden versprühn. Darin erschöpft sich die Urnatur. Und wenn es auch noch ein paar Jahrhunderte dauern sollte, eines Tages wird ein „Kultur" produzierendes Volk nur noch im Literaturkalender stehen.

Wir wollen gar nicht (wie unsre starken Geister es rühmen) „das Salz der Erde" sein. Wir wollen Mensch unter Menschen sein, und wollen uns nicht anders erfüllen dürfen, wie jeder Baum sein Leben erfüllt[17]).

6.

Sechs Lebensläufe aus Deutschland hat dieses Buch nachgezeichnet. Tragisches und kämpfendes Leben! Wo gibt es dergleichen unter natürlichen Erdenkindern? Und doch muß die Möglichkeit solcher Tragik, der Ansatz zu allen diesen Kämpfen auch schon im einfältigsten Leben vorhanden sein. Des Rätsels Lösung ist diese: *Jedes* Leben, jedes begrenzte Leben und mithin alles Lebende überhaupt kehrt sich zuletzt wider *Grenze* und mithin wider „sich selbst".

Leben heißt nicht nur „sich selbst" *erfüllen,* sondern heißt auch „sich selbst" *zerstören.* Nicht nur die Selbsterhaltung, sondern auch der Selbstmord ist „Sinn der Welt".

Unser aller Lebensweg ist beständiges Balancieren der selbstbestätigenden und selbstvernichtenden Dränge.

Ein wunderliches Gesetz aber scheint zu fügen, daß je sicherer das alles tragende Ich beschlossen und aufgenommen ruht in einer *unendlichen* Gemeinschaft, um so weniger die Gefahr besteht, daß das Ich, sich selber anbohrend, sein natürliches Wachstum verkümmere. Denn Jedes lebt vom Andern. Das Vereinzelte aber zehrt sich selber auf!

Nur Begrenztes *kann* leben. Jedes Begrenzen aber führt zum Tod. Gestalt wandelt. Form tötet.

Wir haben die Pathologie des abgedrängten, auf sich selbst zurückgewiesenen, ins „Bewußtsein" hineingepeitschten Lebens gezeichnet.


Aber wir haben uns nicht damit begnügt, Krankenbilder zu zeichnen, sondern haben das Wesen der

allmenschlichen Krankheit „Selbsthaß“ geschildert, ihr Entstehen erklärt und die Möglichkeit ihrer Heilung gezeigt.

Im Talmud finden wir berichtet, daß die weisesten der Rabbiner dritthalb Jahre über die folgende Frage stritten: Wäre es besser, daß die Welt des Geistes nicht vorhanden wäre, und daß der im Menschen wachgewordene Geist sich wiederauflöste in das Unbewußte und Außermenschliche? Oder wäre es besser, daß das Unbewußte und Außermenschliche völlig emporgeläutert werde zu wachem Geist und wissender Menschlichkeit? Dritthalb Jahre stritten sich die Schulen. Die Lösung aber, auf welche sich schließlich die „Geistigen“ und die „Elementaren“ einigten, war die folgende. Es ist kein Zweifel möglich, daß es besser wäre, die Welt der uns bewußten Wirklichkeit wäre nicht vorhanden. Es ist kein Zweifel möglich, daß das Ende der Menschheit, ihre Wiederauflösung ins Uferlose das wünschenswertere Ziel ist. Aber da wir nun einmal Menschen sind und diese Episode „Weltgeschichte“ durchlaufen müssen, so ist es unsere Aufgabe, in ihr das unsrer ehrlichsten Einsicht nach Bestmögliche zu vollenden. Es wäre ein Unsinn und mithin ein Verbrechen, wenn wir diese Episode „Menschheit“ ausfüllen wollten mit bloßer Klage darüber, daß Wissen und Gewissen aus dem Leide stammen. Das Element in seinen außergeistigen Gestaltenreichen ist uns in Ewigkeit unbenommen. Für *dieses* Mal aber fassen wir den Entschluß, das zu sein, was wir ohnehin eben sind. – So steht es auch hier. Zur Heilung bedarf es für den Juden lediglich eines Entschlusses. Denn er mag über die „Nationalitätenfragen“ noch hundert, noch tau-

send Jahre nachgrübeln, er mag noch hunderttausende Bücher lesen und schreiben . . ., es gibt Fragen, die nie ein Ende und nie einen Schluß finden *können.*

Es sei denn: durch einen Entschluß!



ANMERKUNGEN

NOTE 1

Zu Seite 3

Die „Psychologie des Selbsthasses" hat anzuknüpfen an die Tatsache, daß „der Geist ein Leben ist, welches in das Leben einschneidet"; daß mithin hinter dem Logischen eine Selbstzerklüftung des Menschen stehe und hinter dem Ethischen „der Wille zum Gegen-Ich".

Diese Gedanken sind durch die ungeheuer umwälzende Erscheinung Friedrich Nietzsches für die Psychologie grundlegend geworden.

Die ältere jüdische Literatur bietet indessen schon Ansätze zu einer kerntreffenden Theorie des Selbsthasses. Ich nenne als besonders wichtig die Darlegungen von Moritz Lazarus in seinem Werke „Die Ethik des Judentums". Zumal §§ 40 und 41. Der schönrednerische Verfasser ist zwar ganz unbefähigt, rücksichtslos und scharf einen Gedanken bis zu Ende zu denken, aber er besitzt doch (zumal aus der Verbindung mit Hajim Steinthal) entscheidende völkerpsychologische und soziologische Gesichtspunkte. So ist es denn ein wirklich bedeutender Gedanke, daß Lazarus das Verschuldungsgefühl in den Mittelpunkt des Judentums rückt. Der Kern der jüdischen Ethik ist nach Lazarus nicht etwa die Nächstenliebe oder das Mitleid oder die Humanität. Kernfrage des jüdischen Menschen ist immer: Warum verfolgt man uns? Und die Antwort lautet immer: Weil wir gesündigt haben.

Indem der Jude ein leidvolles Schicksal sinnvoll zu begründen hatte, stieß er auf die Schwierigkeit, daß nach jüdischer Lehre alles in Gottes Willen liegt und aus Gottes Ratschluß kommt. Das Judentum kannte und kennt keinen „Teufel", keine diabolische

Außengewalt, keine „Kontraposition Gottes". Sondern: Alles ist Gott. Alles liegt in Gott. Alles kommt aus Gott. Also: Auch das Böse und Schlechte muß in Gott begründet liegen. Die jüdische Gotteslehre verfährt also an diesem Punkte nicht anders als beispielsweise die Philosophie Jakob Böhmes oder Goethe in seinem „Faust".

Wie kann da nun das Vorhandensein des Leidens und das ungerechte Völkerschicksal sinnvoll begründet werden?

Einzig doch wohl dadurch, daß es aus dem falschen Verhalten oder aus den Verkehrtheiten der Menschennatur selber begründet wird.

„Warum ficht dich so manches Übel an? Weil Gott dich vor dir selbst nicht schützen kann."

Die Sinngebung des sinnlosen Zufalls und unbegreiflichen Schicksals vollzog sich also nicht in der Art, daß man der Außenwelt und dem Fremden schuld gab. Sondern der Jude war seit je bereit und gewöhnt, die Schuld bei sich selber zu suchen.

Noch heute liegt es zutiefst in der Natur des jüdischen Menschen, bei jedem ihn treffendem Schmerz zu fragen: Wofür leide ich das? Womit habe ich das verdient?

Eben dieser Hang, „die Schuld auf sich zu nehmen", brachte den Juden im Wettlauf der Völker ins Hintertreffen. Es ist viel leichter, das jüdische Volk zu opfern als jedes andere Volk.

Andrerseits aber machte dieses Selbstrichtertum aus dem jüdischen Volke das eigentliche Volk der Ethik.

In pathologischer Entartung kann dies Selbstrichtertum an die äußerste Grenze des geistigen Hochmutes führen. Wir haben insbesondere in der Seelengeschichte Otto Weiningers ein typisches Vorkommnis dieser „Erkrankung an Ethik".

Man könnte wohl geneigt sein, in dieser schroffen Berufung auf das eigene Gewissen ein *protestantisches* Phänomen zu sehen. Indessen beachte man wohl, daß das jüdische Selbstrichtertum auf die Kollektivverantwortung gegründet ist, nach Art aller orientalischen Völker. Das protestantische Schuldbekenntnis (mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa) bezieht sich durchaus auf das ganz persönliche Gewissen. Das jüdische Schuldgefühl und Schuldbekenntnis dagegen antwortet auf die Frage: „Wer trägt die

Schuld?" mit der Antwort: „Wir alle tragen die Schuld." Anders gesagt: „Jeder ist schuldig an jedem und ich bin der Schuldigste unter allen." Das kollektive Schuldbekenntnis erklärt nicht nur, daß jeder Jude haftbar sei für das Unrecht von seiten jedes andern Juden — (ein Wissen um diese Kollektivhaftbarkeit aller Juden der Erde ist auch heute noch stark lebendig) —, sondern es wird schlechtweg erklärt: „Israel ist schuld an allen Sünden der Welt." —

Im fünfbändigen Jüdischen Lexikon (Jüdischer Verlag Berlin) findet der Leser weitere Belege für die Kollektivschuld der jüdischen Gesamtheitseele unter den Stichworten „Arewut" (Solidarhaftung); Kĕlal Jisroel (Allheit des Volkes) und Widduj (Schuldbekenntnis). Einige wichtige Stellen seien hier angeführt:

„Das Bekenntnis zu allen erdenklichen moralischen Verfehlungen, die in Wirklichkeit sich kaum bei einem einzigen Menschen vereinigt finden dürften, entsprang dem Kollektivcharakter des jüdischen Gottesdienstes und Gebets; hier betet weniger der einzelne Jude als vielmehr die jüdische Gesamtseele. Zugleich wurde es als wohltuend empfunden, daß, indem alle sich zu allen Sünden bekannten, dem Einzelnen die Beschämung erspart blieb, seine tatsächliche besondere Sünde zu nennen."

„Das jüdische Recht kennt eine gegenseitige religionsgesetzliche Verantwortlichkeit, die in religiös-ethischen Vorstellungen verankert ist und die einer moralischen gesetzlichen Bürgschaft aller jüdischen Volksgenossen gleichkommt . . ., so daß jeder Einzelne als Schuldner gegenüber Gott und zugleich als Bürge für einen Volksgenossen in diese Schuldverpflichtung eintritt. In diesem Sinn bedeutet somit der Satz ‚Alle Israeliten bürgen für einander' eine juristische Solidarhaftung, übertragen auf das religiös-nationale Gebiet."

„Bedeutende halachische Autoritäten haben den Bürgschaftsgedanken sogar noch auf die zu andern Religionsgemeinschaften übergetretenen Juden erstrecken wollen. Er ist der Quellpunkt der Achdut-Bewegung, die jedem Juden die Verpflichtung auferlegt, gemeinsam mit allen, auch denen, die vom jüdischen Gesetze bereits abgewichen sind, in einheitlicher Gemeinschaft zu verharren."

„Ist der Kĕlal-Jisroel-Gedanke in der Tiefe des religiösen Be-

wußtseins verankert, so mußte er sich durch das Geschick des so viele hundert Jahre zu einer Pariastellung verdammten jüdischen Volkes noch verstärken. Er hat tatsächlich in den Gliedern der über die ganze Erde zerstreuten Gemeinschaft bis zur Emanzipation mit einzigartiger Kraft im Sinne echter und konkreter Einigung gewirkt."

Vgl. hierzu meine Darlegungen in der zweiten Auflage von „Europa und Asien" (1922), zumal Seite 320—323.

NOTE 2

Zu Seite 16

Der Gedanke, daß der Völkerhaß nicht aus geschichtlichen Tatsachen und Ereignissen erklärt werden kann, sondern eine Urtatsache der Psychologie sei, ist in einem ausgezeichneten Werke des holländischen Zionisten *Fritz Bernstein*, „Der Antisemitismus als Gruppenerscheinung. Versuch einer Soziologie des Judenhasses" (Jüdischer Verlag, Berlin 1926) aufs klarste dargelegt worden. Bernstein zeigt sich wunderbar unbeeinflußt von den Vorurteilen der heutigen Wissenschaft, insbesondere von den Allerweltsphrasen der Psychoanalytiker und Individualpsychologen. Er zeigt mit unbeirrbar gesundem Menschenverstande, daß ganz und gar nicht das Gehaßte früher da sei als der Haß, sondern daß ein Bedürfnis des Hassens die verhaßten Tatbestände erst erfinde und erschaffe.

Diese soziologische Lehre könnte wohl verglichen werden mit einer bekannten Erklärung der Affekte durch James und Lange, wonach die scheinbar so wohlbegründeten seelischen Leidenschaften erst von seiten körperlicher Bedürfnisse geschaffen werden sollen. Nach dieser Theorie weinen wir nicht etwa, weil wir traurig sind, sondern werden traurig, weil wir weinen müssen. Wir erleiden nicht innere Sekretionen, weil wir zornig, verliebt, begeistert usw. sind, sondern umgekehrt die Notwendigkeit der inneren Sekretion pflegt Zorn, Verliebtheit, Begeisterung mit sich zu bringen.

In ähnlicher Weise hält Bernstein die Vorgänge des Selbstverklärens und Selbsterhöhens von seiten einer Menschengruppe und

die Vorgänge des Ausschließens und Abweisens anderer Gruppen für unvermeidliche Vorgänge der kollektiven Lebendigkeit.

„Selbst der weiseste Denker könnte doch nicht völlig des Fließens der Galle entbehren. Um aber Galle fließen zu machen, muß Unwille und Ärger vorhanden sein. Es wird also auch dem Weisen nicht an Begründungen fehlen, dank deren er seinen Gallenhaushalt in Ordnung hält. In Wahrheit untersteht er den Gesetzen der Physiologie.“ —

Diese Theorie dürfte falsch sein, weil sie auf einer verkehrten Zweiteilung in körperliche und seelische Vorgänge beruht und die falsche Frage stellt nach dem Primat der einen oder der anderen. Aber es ist von hohem Verdienst, einen solchen Gedanken folgerichtig durchzuführen. Er zeigt die plumpe Naivität aller üblichen Begründungen für Völker- und Rassenhaß. (Nach Ratzel, Anthropogeographie II, 563 soll *jedes* Volk sich selber einen herrlichen Namen und seinen Nachbarn verächtliche Namen erfinden.)

NOTE 3

Zu Seite 33

Es wird Widerspruch erregen, es wird besonders innerhalb des Judentums Widerspruch erregen, ja vielleicht ganz unverständlich sein, daß ich grundsätzlich das religiöse Leben und Erleben von allem Logischen und allem Ethischen und mithin vom *Geistigen* abtrenne.

Man muß in der Tat sehr weit in die Geschichte des Judentums zurückgehen, muß die vielgeschmähten und geflissentlich ausgerotteten *heidnischen* Elemente des alttestamentalischen Mythos aufsuchen und wieder zu Ehren bringen und das Volk des Buches als das Volk der Scholle empfinden, um ein meiner Auffassung entsprechendes *religiöses* Judentum zu finden.

Ich habe in „Europa und Asien (Untergang der Erde am Geist)“, zumal in der 2. und 3. Auflage, auf die heidnischen Bestandteile im Alten Testament hingewiesen.

Aus dem deutschen Schrifttum der Gegenwart möchte ich einen Denker namhaft machen, der wie kein zweiter die Bibel als Natur-

mythos gesehen und hinter allem Rabbinismus und Talmudistik, hinter Logik und Ethik den echten Naturkern des Judentums erkannt hat. *Heinrich Berl* hat, besonders in seinem kleinen, aber bedeutenden Werk über das „Judentum in der Musik“, sich als den liebevollsten Kenner des Judentums unter allen nichtjüdischen Forschern der Gegenwart bewiesen.

Daß man Religion nicht als „die Seligkeit ewigen Lebens“, sondern als den *Kult des ewigen Todes* auffassen könne, daß man „Gott“ begeistert erläutern könne als *„das große Nichts“* und den „Weg zu Gott“ beschreiben könne als „die *fortschreitende Dekadenz und Lebensvernichtung*“ . . „ ich hätte es nicht für möglich gehalten. Aber ich will einen modernen christlichen Theologen zitieren.

Konrad Fiedler („Der Anbruch des Nihilismus“, S. 214) erläutert das Verhältnis des Alten Testaments zum Neuen Testament folgendermaßen:

„Gott und Teufel sind *Eins*. Hat man schon bemerkt, daß der Gott des Alten Testaments der Teufel des Neuen, der Teufel des Alten der Gott des Neuen Testaments ist? Jahwe ist der Schöpfer dieser Welt (der Demiurg der Gnostiker); er ist es, der die Parole ausgegeben hat: „Seid fruchtbar und mehret euch“ (I. Mose 1, 28). Und von ihm stammen alle Güter des Lebens: Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromme und treue Oberherrn, gut Regiment, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen. Der Satan dagegen ist der Zerstörer, der alles von Gott Gegebene wieder zunichte macht. Wir erkennen es deutlich etwa in der Geschichte Hiobs.“ — [Notabene: Dieses ist Unsinn: das Alte Testament kennt überhaupt kein *außer* Gott befindliches Böse. Vgl. oben S. 228.] — „Aber halten wir nun einmal den Bericht von Jesu Versuchung daneben. Welch ein Unterschied! Hier ist zweifellos der Satan der „Fürst dieser Welt“; er hat über die Güter des Lebens zu verfügen, während der Gott in Jesu es ist, der sie negiert und abweist. Klarer noch wird dieses ihr gewandeltes Verhältnis dann bei Paulus in den Briefen an die Römer sowie an die Korinther (vgl. etwa Kor. 4, 4) und am klarsten vielleicht bei Johannes, der geradezu dahin gelangt, festzu-

stellen: „Alles was von Gott geboren ist, überwindet die Welt und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat" (I. Joh. 5, 4). Wie erklären wir diesen Umschwung? Sehr einfach. *Das Neue Testament gibt Religion und das Alte — mit Ausschluß nur etwa der Propheten — gibt das Gegenteil von Religion, gibt Bürgerlichkeit.* Leuchtet das ein?"

Ja wahrhaftig! Es leuchtet ein! Es leuchtet ein, daß Ihr „die Welt" und den naiven Realismus Eures ebenso plumpen wie selbstgerechten *Geistes* mit dem Elemente des Lebens und mit dem Lebendigen verwechselt, daß Ihr weder Wahrheit von Bewußtseinswirklichkeit noch Wirklichkeit von Lebensschwungkraft zu *unterscheiden* vermögt, kurz daß der christliche Theologe ebensowenig wie der jüdische noch weiß, *was Religion ist.* Ehrfurcht vor der Pflanze, Anbetung des Tieres, Dienst der Sonne, Dienst der Gestirne, Dienst des Geschlechts, Dionysien, Eleusinische Mysterien, Rausch der Laubhütten — das ist auch einmal *Religion* gewesen. Ahnt Ihr im Hochmut Eures lebenzerfressenden Geistes gar nichts mehr davon? Ihr verwechselt Europa-Amerika und seinen Kult „Gottes" (das will sagen: des generellen und souveränen *Ich*), Ihr verwechselt das Christentum, seine „Weltgeschichte", seinen „Entwicklungsprozeß", Ihr verwechselt Ethos und Logos mit Religion. Ähnlich frech wie einst Schopenhauer das Nirvana der Veden und der Upanischads grob verwechselt hat mit dem völlig andersartigen Nirvana des Buddha, wie er aufs widerwärtigste Brahmaismus untermengte mit Buddhismus und Christentum, das Judentum überhaupt nicht kennend noch ahnend.

NOTE 4

Zu Seite 36

Meine starke Betonung, daß der Prophetismus eine geistig-ethische, nicht eine religiöse Erscheinung sei, erfolgte nicht ohne Gedanken an die schönen Schriften *Martin Bubers.* Denn die Bubersche Theologie ist durchaus propheteisch.

In dem „Geleitwort" zu den „Chassidischen Büchern" stellt Buber den Glauben des Baalschem gegen den Glauben Spinozas,

indem er Israel die Sendung zuschreibt, „Gott anredbar zu machen", „Gott anzureden", „die Welt als Wort und das Leben jedes Geschöpfes als Zwiegespräch kundzugeben", indessen Spinoza sich unterwand, „Gott seine Anredbarkeit zu nehmen".

Noch entschiedener und endgültig bezeichnet Martin Buber in der Schrift „Ich und Du" (1923) das religiöse Erlebnis als ein „Begegnungsereignis", als einen Dialog, ein Anreden und Erwidern, als ein Drama mit der Spannung und Beziehung zwischen der zeitlichen Seele und ihrem Lebensurgrunde.

Es läßt sich leicht zeigen, daß diese Theologie — („Religion" bedarf durchaus keiner Theologie und am allerwenigsten eines „Dasein Gottes") — insgeheim ein einziger Idiomorphismus ist. Es dreht sich immer und ewig um das *Ich*. Und auch das Du ist das Ich noch einmal. Bubers „Gott" ist ein geistiges Wesen und wird (wie jeder Dialog und wie jedes Drama) unterströmt und getragen vom menschlichen Wollen. Der große religiöse Genius unsrer Tage, Jiddu Krishnamurti, der fern von allen Kirchen und Religionen in dem Zentrum lebt, wo alle Dinge gleich gewichtlos werden, hat auf jede Frage zur Antwort nur den Erweis, wie falsch die Fragestellung ist. Musik ist keine Dialektik, Lyrik kein Dialog.

Das oberste Gebot, sich kein Bildnis oder Gleichnis zu machen, schließt auch in sich das Verbot des Wortes, des immer frevelhaften, und erscheint mir als der heiligste Ausdruck einer Seele, die bemüht ist, dessen, was sie hat und ist, nicht verlustig zu gehen, dadurch, daß sie es von sich abstellt.

Aber es ist nicht Sache des Philosophen, sich in Theologie zu begeben, ist ihm doch, wenn irgendwem, schon der Gebrauch ihrer Begriffe streng untersagt.

NOTE 5

Zu Seite 41

Vgl. „Europa und Asien (Untergang der Erde am Geist)", 5. Auflage, 20. Kapitel: „Das Schaffen und die Schaffenden".

NOTE 6

Zu Seite 42

Ein deutscher Philosoph, Eduard v. Hartmann, hat in einem Buche über „Die jüdische Frage im deutschen Reich" allen Ernstes das jeu de bateau als ein wünschenswertes Kriterium bezeichnet, an Hand dessen entschieden werden könne, ob der Jude aufgehört habe, ein Jude zu sein und vollkommen deutsch geworden sei. Man möge dem Juden die Frage stellen: „Wenn du einem Menschen das Leben retten kannst und du hast die Wahl zwischen einem Deutschen und einem Juden, wen wirst du wählen . . .?" Abgesehen davon, daß diese Frage völlig sinnlos ist, da es zweifellos keinen Menschen gibt, der jeden beliebigen Landsmann jedem beliebigen Fremden vorziehen würde — dem großen Philosophen müßten wir entgegenhalten, daß jede Art Ethik an ihren Wurzeln immer Meinesgleichen-Ethik ist und sein *muß*. Der Mensch, der seine Pflichten nicht zunächst in dem engeren, ihm nächststehenden Kreise erfüllt, könnte auch dem weitesten Kreise nicht nützen und würde überhaupt kein sittlicher Mensch sein. Wie wäre es übrigens, wenn man einen deutschen Menschen vor die Frage stellte: Du kannst entweder nur einen Marsbewohner retten oder deine Frau, Wen wirst du wählen?

NOTE 7

Zu Seite 56

Ein Bild Paul Reés war trotz eifrigen Bemühens nicht aufzutreiben.

NOTE 8

Zu Seite 63

Die ausführliche Kritik der logischen und psychologischen Vorurteile der sog. Psychoanalyse und Individualpsychologie findet der Leser in „Europa und Asien", 5. Auflage, Kapitel 8 und 9.

NOTE 9

Zu Seite 101

Der Aufsatz über Trebitsch entstand auf Grund der Bekanntschaft mit folgenden Büchern: 1. „Geist und Judentum", 2. „Arische

Wirtschaftsordnung“, 3. „Deutscher Geist oder Judentum“, 4. „Wir Deutschen in Österreich“, 5. „Aus des Ratsherrn Johannes Teufferius' Lebensbeschreibung“, 6. „Geschichte meines Verfolgungswahns“.

Manches Material, das mir sonst unzugänglich gewesen wäre, verdanke ich einem Freunde Trebitschs, welcher schrieb: „Es liegt mir selber daran, dem armen verstorbenen Freunde ein würdiges Denkmal gesetzt zu sehen, sei es auch ein Denkmal von Gegnerhand — es ist ein ritterlicher Gegner . . . Es ist alles so furchtbar wahr und traurig, wie Sie es schildern, weil denen, die dort stehen, wo Rée, Weininger und Trebitsch standen — und wo auch ich stehe —, nicht zu helfen ist, nie und durch niemanden und durch keinerlei Geschehen. Daß unser eigenes Blut wider uns aufsteht mit geballten Fäusten, das kommt aus der Weltanschauung und Weltanschauung ist angeboren. Sie verstehen und würdigen diese Tragik auch als Gegner, weil Sie Liebe im Herzen haben und weil Sie eben Gegner sind und nicht Feind wie jene anderen, denen unsere unglückliche Liebe gilt.“

NOTE 10

Zu Seite 128

Die durch Trebitschs ganzes Leben gehende Strahlen- und Wellenmonomanie ist wohl an seinem Falle das einzig Rätselhafte. Ich bin geneigt, an eine wirkliche Unterlage seiner Empfindungen zu glauben. Er besaß wohl einen sehr zarten Sinn für Ströme und Einflüsse, welche andere nicht bemerken, und legte sich seine Empfindungen nun aus im Sinne der ihn beherrschenden Wahnidee. Daß dann wirkliche Bestätigungen einzutreten schienen, ist nicht wunderbar. Wenn ein Kranker unaufhörlich auf magnetische Wellen eingestellt ist, dann findet oder erzeugt er wirklich diese Wellen. Ein mir genau bekannt gewordener Krankheitsfall, der dem Falle Trebitsch ähnlich ist, dürfte uns der Erklärung näherbringen.

Im Jahre 1926 erhielt ich aus einer Irrenanstalt Briefe eines Professors v. F., welcher meine Hilfe anrief gegen eine Verschwörung von Ärzten und Psychiatern, die im Dienste seiner Frau das Ziel verfolgten, ihn künstlich geisteskrank zu machen durch un-

sichtbare Wellen, deren Einfluß ihn zu absurden Zwangshandlungen verleite. Er könne das Dasein dieser Wellen nachweisen.

Der Umstand, daß ich (in einem anderen Falle) einem Gutachten eines der Professoren entgegengetreten war, die v. F. für seine Feinde hielt, hatte ihn auf den Gedanken gebracht, sich an mich zu wenden, in der Erwartung, daß ich nun auch in seinem Falle jenem Gelehrten wieder entgegentreten werde.

Die Schriftstücke des Prof. v. F. zeigten keine Spuren von Krankheit oder Verwirrung. Es waren Dokumente eines reich gebildeten Geistes, klar, ruhig und sachlich. Zumal in seinem Sonderfach, der Physik, besaß er überlegene Kenntnisse. Er machte das Vorhandensein wirklicher Ströme sehr wahrscheinlich und verteidigte seine Anschauung auf Grund eines gediegenen Studiums auch der psychiatrischen Literatur. Seine These war: Es handelt sich um einen circulus vitiosus. Ich bin nicht verrückt, aber eine Gruppe hat Interesse daran, mich verrückt zu machen. Soweit ihr das nun gelingt, liefere ich wirkliche Anzeichen von Verrücktheit und diese wiederum bestärken jene Gruppe in ihrem Recht und lassen die Anzahl meiner Gegner immer mehr anwachsen. Ich bat Prof. v. F., da ich von den Meinungen seiner Ärzte unabhängig sein wollte, die Reise nach meinem Wohnort zu machen; ich lernte in ihm einen ruhigen, besonnenen Mann kennen, auffallend empfindlich, zurückhaltend und zartfühlend. Bemerkenswert war zunächst nur eine Schwere und Ausdrucksunfähigkeit bei größter Reizbarkeit des Gefühls. Ihm mangelte jede Leichtigkeit, jede Fähigkeit zu einem entspannten Ton des Humors. Diese Unfähigkeit zu einem behaglichen Humor ist immer das erste Zeichen eines mangelnden inneren Gleichgewichts.

Ich legte mir den Fall folgendermaßen zurecht. Wir kennen bei Tieren die Reaktion auf physikalische Einflüsse uns ungreifbarer Art. Jedes Tier fühlt unmittelbar, ob wir freundlich oder feindlich gestimmt sind. Könnten nun nicht auch Gedanken physische Unterlagen haben? Ströme, welche telepathisch zu empfinden sind? In einer Atmosphäre mir feindlicher Gedanken werde ich krank. In einer Versammlung, deren Wohlwollen mir entgegenkommt, fühle ich Kräftezuwachs. Dieser Mann nun, empfindsam und liebebedürftig, fühlt ablehnende Gedanken unmittelbar als krankmachende

Wellen. Immer im Defensivzustande, macht er sich überall unbeliebt. Er bringt die Menschen gegen sich auf und wird dann seinerseits wieder durch die gegen ihn gerichteten Wellen gereizt.

Dies ist eine freilich sehr unbestimmte, aber doch immerhin mögliche Hypothese. Sie wird bestätigt durch eine erstaunliche Entdeckung: Es ist neuerdings gelungen, elektrische Vorgänge, die mit unserm Denken verbunden sind, akustisch zu erfassen.

Prof. v. F. fühlte sich in meiner Gegenwart von den feindlichen Strömen zunächst frei, aber nur so lange, bis ich ihm meine Ansicht über seinen Fall darlegte und ihm zu zeigen versuchte, daß sein Leiden zwar unbezweifelbar objektiv, die Auslegung aber nur in seiner Subjektivität begründet sei. Von dem Augenblick an empfand er auch mich als Feind und zählte mich zu dem gegen ihn verbündeten Medizinerkomplott.

NOTE 11

Zu Seite 131

Es bestand die Absicht, diesem Buche einige Belege beizufügen, durch die auch dem nichtjüdischen Leser klar würde, welche Erkrankungen entstehen, wenn Kinder in den Mythen des Rassewahns erzogen und gegen ihr *eigenes Leben* aufgestachelt werden. Es erwies sich, daß die Verwendung der zur Verfügung stehenden Dokumente das Buch allzu umfangreich gestalten würde. Auch würden die Dokumente des Selbsthasses ein unrichtiges Bild ergeben, wenn ihnen nicht auch die entgegengesetzten Bekenntnisse zur Seite gestellt würden: Stolz und Genugtuung und schlichte und innige Freude am Judesein, wie sie in der gegenwärtigen jüdischen Jugend immer selbstverständlicher werden. Das folgende Schriftstück dürfte für tausende ähnlicher Art gelten. *Es sind einige Auszüge aus Tagebüchern einer bedeutenden Frau, die wohlgeboren, schön, gesund, begabt, an einer auf früheste Jugendeindrücke zurückgehenden ethischen Selbstvernichtung erkrankt ist.*

Aus Tagebüchern (1920)

„Ich zwinge mich, nicht daran zu denken. Aber was tut's? — Es denkt in mir, denkt von selbst, fragt nicht nach meinem Wunsch

und Willen und dem natürlichen Trieb, Schmerzendes, Häßliches, Tödliches zu fliehen. Es ist alle Zeit da, ist in mir: *dies Wissen um meine Abstammung.* Wie ein Aussätziger oder Krebskranker sein ekelerregendes Leiden verborgen unter dem Kleide trägt und doch in jedem Augenblicke selber darum weiß — so trage ich die Schmach und Schande, die metaphysische Schuld meines Jude-Seins.

Was sind alle Leiden und Enttäuschungen und Hemmungen, die von außen kommen, gegen diese Hölle im Innern? Das sein zu müssen, was man verabscheut! Sein zu *müssen*, ja zu *müssen*! Denn alles Klügeln und Beschönigen und Sichselberbelügenwollen, hier hilft es nicht. Klar ist mir bewußt, erbarmungslos — das Judentum liegt im *Sein*. Es läßt sich nicht abschütteln. So wenig ein Hund oder Schwein sein Hund-Sein, Schwein-Sein abschütteln mag, so wenig entreiße ich mich, mich selbst den ewigen Banden des Seins, die mich binden auf jene Stufe zwischen Mensch und Tier: *den Juden.*

Wär ich ein Mörder, wär ich ein Dieb, hätte ich das Erbärmlichste, Fluchwürdigste getan — vor dem Ewigen in mir stünde ich dennoch schuldlos da. — Aber nie, solange ich lebe, vermag ich den Fluch meines Seins von mir zu lösen, nie kann ich die Sünde meines Judentums verneinen, die ewige metaphysische Urschuld, die auf mir lastet mit Bergesschwere. Verflucht und verdammt weiß ich mich. Wie Aussatz klebt sie an mir, die Schmach meiner Abstammung. Ich bin von jenen, von denen die Candogya-Upanishad spricht, daß sie in einen „stinkenden Mutterschoß" eingingen, in einen „Hundeschoß oder Schweineschoß oder Tschandalaschoß".

Ich habe Augenblicke, da ist mir, als müßt' ich mir selbst die Adern aufschneiden, dies Jaucheblut zu verschütten, das meinen Körper schändet wie meinen Geist. — Ja! Lieber noch wollt' ich ein Tier sein, lieber noch wollt' ich Ratten-, Schlangenblut in mir haben als das Blut jener wandelnden Pest, jenes Gestalt und Form gewordenen Symbols des Widergöttlichen.

Manchmal kommt mir der irrsinnige Gedanke, *mit einem Mord mein Sein zu sühnen. Einen,* zum mindesten *einen* jener jüdischen Buben abtun, welche die Schuld haben an Deutschlands Niederbruch. Einen jener schamlosen jüdischen Hunde, die sich das

deutsche Volk von Österreich zu regieren erfrechen. Mein Leben hingeben, mich reinwaschen mit jüdischem Blut.

Ich spiele mit diesem Gedanken, denke ihn wollüstig zu Ende, gebe mich hin an ihn, willenlos — und zuweilen dann spielt er selbst mit mir, daß mir der Atem stille steht und das Herz zerspringen will und meine Zähne aneinander knirschen — Mord, Mord, Mord! kocht in meinen Adern — und es hebt mich schier vom Boden auf — ich bin wie entrückt, besinnungslos, brünstig vor Haß. *Könnt' ich sie alle töten — alle!!* Vom Erdboden vertilgen, die Welt erlösen! Könnt' ich sie ausrotten, könnt' ich diese Plage, diese Seuche zum Erlöschen bringen mit meinem Leben! Ich sehe rot, so braust mein Blut — und ich denke, es denkt, denkt in mir — an den geladenen Revolver in meiner Schreibtischlade, und daß der Weg nach Wien nicht gar so weit sei und daß — daß —

— Schon gut, schon gut! ich weiß ja doch, daß ich es nicht tun werde, nie, weil ich zur Tat nicht fähig bin, weil ich nur *will*, aber mein Wollen nicht *wirklich* ist, weil ich überhaupt nichts bin im wahren Sinne des Seins, weil ich *Nichts* bin, weil ich jenem nichtexistierenden Etwas angehöre, das sich *Jude* nennt, jenem unseligen Ahasverismus, der kein *Wesen* hinter sich hat.

Der Jude kann alles — o gewiß! bis auf *Eines*.

Er kann wollen, er kann wissen, er kann auch tun, was er will, wenn's grad so kommt — — nur *sein*, das kann er nicht. Und auch *müssen* kann er nicht, denn Müssen kommt von Sein. Er aber muß niemals aus innerster Tiefe, aus innerstem Sein, weil er kein innerstes Sein besitzt. Er kann auch anders, immer auch *anders* . . .

Weiningers Selbstmord war ein letzter Akt der Erkenntnis: „Ich bin nicht *wirklich*." Er fühlte, daß er auch *anders* sein könne, daß er, der Ethiker, gegebenenfalls auch ein Verbrecher sein könne, daß er, der Metaphysiker, schließlich auch ein Realist sein könne. Warum auch nicht? „Schreiben rechts und schreiben links", das ist des Juden Art. Er fühlt es wohl, daß er nur eben moralisch sein *wollte*, daß kein eisernes Müssen und Sein hinter ihm stehe, daß er nur Erscheinung sei und keinen Atman habe, kein wahres

Wesen. Daran ist er gestorben — an seiner hoffnungslosen Selbstverzweiflung.

Was wissen sie, die alltäglichen, oberflächlichen Judenfresser, die nur ihre natürliche gesunde Rassenantipathie fühlen, ohne deren eigentlichen Sinn ergründen zu können, was wissen sie wohl von der ungeheuren Tragik dieser Hölle, die da leibhaftig auf Erden wandelt! Ich habe selber nie etwas wirklich Böses, Niedriges getan und doch ist mir zuweilen in trüben Stunden, als hätt ich *alle Schuld der Welt* begangen und auf *meinen* Schultern liegen.

Rastlos weiterwandelnde, unsühnbare Urschuld . . . Ahasver, Ahasver, der Jude. —

Über aller Zeit und Wirklichkeit bleibt er unwandelbar er selbst. Er ist der eine Pol der Menschheit. Er war von je und wird so lange sein als die Menschheit ist. Er ist ihr *Schatten.* Ahriman, ewiger Geist der Finsternis. Seit der Schlange, die im Paradiese den ersten Menschen wider der Gottheit Licht betörte und bezüngelte, seit damals ist des Juden unfrommer, höhnender Geist in der Welt, Geist der Zwietracht und Verneinung. *Loge* ist er, der Hödurs Pfeil auf Baldurs Herz gerichtet, Loge der Lenker des Totenschiffes, das am Ende der Tage die wölfische Nachtalbenbrut zum Kampfe wider Walhall herbeiträgt.

So muß er seit je und je vernichten, zerstören, vergiften, besudeln — Rassen, Staaten, Ideale, Menschenherzen — es gilt ihm gleich. Er trägt den Fluch seiner unholden Art durch die Jahrtausende der Menschheitsgeschichte und waltet blind nach seiner Bestimmung; — Mehltau auf die Blüte, Frost über die Ernte, Gift in alles Blut, Schmutz auf alle Reinheit. Lachen der Bosheit im blutlosen Angesichte, muß er der Menschheit Heiligtum zerstören wollen, wann immer er's betreten mag; muß er die ewige Lampe zu verlöschen suchen, so oft er ihr nahe kommt. Neidverzerrt möchte er aller Welt besudeln und entreißen, was er selber nicht besitzt und nicht erkennt. Darum haßt er alles Reine und bespeit alles Große, da er es anders nicht erreichen kann. Darum reißt er nieder, was andere gebaut und trachtet allezeit nach Schaden. Und mit sicherem Instinkte sucht er heute alles blonde,

blauäugige, reine, helle Menschentum zu vernichten, jenes Menschentum, vor dem er sich seiner eigenen schwarzhaarigen, tieräugigen, kurzbeinigen Art peinlich erst ganz bewußt wird. Geifer läuft ihm heimlich im Munde zusammen, wenn er krumm, mit des Sklaven gebeugtem Nacken und schielenden Blicks vor dem aufrechten, wohlgeborenen Sproß edelster Arierrasse, vor dem Germanen, steht und knirschend schwört er sich's zu, daß jener „helläugige Knabe, unkund seiner selbst", dessen reines Menschentum über ihn hinwegsieht, daß jener ahnungslos Unbekümmerte — am Boden kriechen und Staub fressen soll wie *er*!

Kein echter Jude, der des Germanen Rassenüberlegenheit nicht zutiefst im eignen Innern wüßte — aber da ihm mit der Ehrfurcht auch die Demut fehlt, die alles Geringe, Arme, Niedrige wandelt und erhöht und im metaphysischen Sinne frei emporhebt bis zu jener unerreichbaren, aber erkannten und bejahten Höhe, da ihm die *Demut* fehlt, dieser Adel des Unadeligen, so bleibt ihm nichts als Haß und Vernichtungswille, der jenes Höhere, Bessere, Schönere, das er nicht sein kann, ihm aus den Augen schaffe, fort aus der Welt. Darum sein Geschrei nach *Gleichheit*, darum sein instinktives Hinneigen zu Sozialdemokratie und Kommunismus, die ja auch nichts sind als der Köterhaß alles Untermenschlichen gegen das Höhergeartete. — Also, Form und Gestalt gewordenes Gleichnis des Widergöttlichen, Mörder der Gottheit wandelt Ahasver seit je und je drohend im Rücken der Menschheit her. Machtlos und unsichtbar, fast wie verlöscht, wenn die Sonne hoch im Mittag steht, steigt gegen Abend seine Macht, und wenn, wie heute, der Menschheit Sonne tief am Horizonte liegt, dann wächst unter ihren letzten Strahlen des ewigen Verneiners grausiger Schatten, so groß, so groß, daß er die Erde schier bedeckt.

Wie ich als Kind schon, unbewußt fortstrebend aus dem Sumpf meiner Herkunft, in glühender Liebe deutsche Märchen und Mythen in mich trank, wie ich später in Richard Wagners Schöpfung mich selber ganz verlor, wie ich zuletzt für immer heimfand aus aller Erscheinung Not und Zufall, heim zu arischer Metaphysik

und Mystik —, es war ein schnurgerader, niemals abirrender Weg, der mich dorthin führte, wo ich mich hingehören fühlte, und doch — unergründlich grausamer Widersinn! — nicht hingehören *darf* — dorthin, wo ich von jeher war und bin und dennoch niemals sein darf.

Ich frage nicht: Warum? Auch dieses Warum? ist schon Auflehnung und unbefugtes Glücksverlangen. Dies Wissenwollen um den Sinn seines Schicksals, es ist Begehren, Anhaften, Sichselberbehaupten- und -bejahenwollen, ist jener Geist des Eigennutzes, jener *jüdische* Geist, dem das Leben ein Kapital scheint, dessen Zinsen ihm gebühren, nicht eine geliehene Summe, die man redlich ohne eigenen Zweck und Vorteil zu verwalten habe. Darum frage ich nicht *Warum?*, will es nicht fragen — denn wissen um den Sinn seines Schicksals ist schon Erleichterung. Minder hart und lang scheint der Weg, wenn man ihn kennt und weiß, wohin er führt. *Jüdische Art ist dies, sich's möglichst leicht und angenehm zu machen. Ich will die Schmach tragen und nicht fragen: Warum?*

Ich fühle es wohl, — wenn es ein Recht zum *Selbstmord* gäbe, — mein Jude-Sein würde mir dies Recht verleihn. Es wäre nur Selbstbegnadigung von lebenslanger Kerkerqual. Aber ich fühle ebensowohl, daß dieses Recht nicht besteht und daß mein Selbstmord nur ein letzter Akt jenes Blutes wäre, dem ich entfliehen will, ein letzter Akt der Selbstsucht. Nein, eine metaphysische Schuld und Sühne wird nicht durch Unterbrechung des empirischen Lebens abgeschüttelt. Das hieße nur, wie Schopenhauer sagt, eine schmerzhafte Kur vorzeitig unterbrechen, das Leiden selber bliebe bestehen, das Leiden kann ich nicht stillen, indem ich seine Erscheinung verlösche. Es ist eine Rechnung, die bezahlt werden muß, und ich habe das Recht nicht, sie zu zerreißen und trotzig zu sagen: „Ich zahle nicht!" Ich! Wer bin ich denn, daß ich mein Leid so wichtig nehme?

Ich habe Stunden tiefster Einkehr und Ergebung, in denen ich mir sage: „Sieh — es gibt soviel armselige ekelhafte Tiere, Kröten, Schlangen, Spinnen, Ungeziefer, und sie alle nehmen ihr So-Sein in

Demut und ohne ungebärdige Frage an das Schicksal willig hin. Warum sollte ich nicht mein *Jude-Sein* hinnehmen können in Demut, als ein Auferlegtes?“ Vielleicht, vielleicht ist eben dies mein Weg zum Ewigen, mein Weg zu Gott, daß ich mich selbst so wild verneinen muß. Denn wenn ich zuweilen gleichsam spielend denke, ich wäre germanischer Rasse, wäre eine Erscheinung, die sich stolz und frei und froh bejahen könne und mit beiden Füßen unverrückbar fest und stark auf eignem Boden stünde und „Ich“ mit Freuden fühlte, — dann schüttele ich den Kopf. Nein, nein, dies hätte mein Weg zur Vollendung nicht sein können. Mein Weg mußte durch Selbstverneinung und Selbstekel hindurchführen.

Nur wer sie selber kennt, mag die ungeheure Bitterkeit ermessen, die darin liegt, dorthin zu gehören, wo man *nicht* hingehört, nicht sein zu dürfen, was man *ist*, und im letzten Grunde es nicht sein zu *können*. Denn es ist wahr, nie kann ich *deutsch* sein, wie sehr ich dies Volk auch liebe, erkenne, verstehe. Nie kann ich *Arier* sein, wie gleich auch mein Denken und Empfinden dem Ariertum sei. Mein Denken und Empfinden, nie mein *Sein!* Vom empirischen Standpunkt gesehen ist das Judentum wohl ein Zustand, der zu überwinden ist, eine Entwicklungsstufe, die dem Werden unterliegt und der man sich entringen kann zu höherer Form und edlerer Art. Und in diesem Sinne habe ich das Judentum wohl überwunden, da ich die Selbstsucht und Glücksgier, dies uralt eigentliche Judenerbteil verneine, da ich *die Sucht nach irdischem Gut nicht kenne,* nie gekannt habe, da ich des „tat twam asi“ inne wurde, das jedem echten Juden allezeit verschlossen bleibt, weil er keine Realität kennt als seine *eigene*, seine Familie inbegriffen natürlich; — da ich Entselbstung will um ihrer selbst willen, nicht um Lohn und Vorteil, „auf daß ich lange lebe“; — da ich das *Judenfremdeste* — den kategorischen Imperativ — verstehe, o gewiß, im Empirischen bin ich kein Jude mehr, bin es weniger als mancher Christ und Arier — aber was bedeutet mir das Empirische? Ich weiß es besser und will mich nicht belügen. Im Metaphysischen, im Einzig-Wesentlichen, da ist das Judentum ein anderes als ein bloßer Zustand und Entwicklungsgrad, dort ist es

der ewigen *Ursünde* Symbol und irdische Erscheinung und ist mir so auferlegt wie ein Buckel, wie ein Aussatz, wie angeborene Blindheit.

Ich trage die Fackel, die fremde Hand im Dunkel des Unbewußten mir übergeben, trage sie treu und pflichtbewußt, ob sie auch schwelend rußt und ihr Qualm mir den Atem raubt und glühend Pech auf mich niedertropft und mich versengt — ich trage sie bis dorthin, wo ich sie brennend und wohlbehütet an andere Hand übergeben darf. Mein Stückchen Weges, ich muß es gehen — und wenn mir auferlegt war, es als *Jude* zu gehen, wenn dieser schwarze, herbe Qualm mir in den Hals schlägt und mich schier erstickt, — so darf ich nicht fragen: Warum? — Denn zwischen dem Schicksal und seinem Träger besteht keine kausale Verbindung.

Ach ja, was wißt Ihr auch, Ihr Lichtalben, Ihr blonden blauäugigen Götterlieblinge, was wißt Ihr von Niblheims ewiger, sonnenloser Nacht. Und doch fühle ich vor Euch nicht Neid noch Haß. Ich *liebe* Euch, liebe Euch, weil ich alles Hohe, Edle, Schöne lieben muß. Ich sage „ja" zu jeder höheren Form, die meine nicht ist, und stehe darum in diesem Leben willig zur Seite. Aber seht, mein Inhalt überschäumt und überquillt meine Form. Sie faßt ihn nicht mehr, sie ist zu eng für ihn; mein Inhalt haftet nicht mehr an ihr, ist ihr nicht angehörig und darum wohl fühle ich mich von fremder Höhe nicht erniedrigt, sondern *mit* erhöht. Ich bin nicht mehr, was ich erscheine. Ich bin der Erscheinung enttaucht mit meinem Wesen. Für Tage, für Stunden befreit.

Wie bitter ist es, daß ich gerade dort, wo ich nun einmal wurzele, nicht *hingehören* darf, daß ich scheu vorüberschleichen muß am Tore, hinter dem meine Heimat liegt.

Immer wieder und wieder erkenne ich, wie ganz und gar *germanisch* mein Fühlen ist. Aus indischer Metaphysik und deutscher Mystik steigen meine eigenen Empfindungen und Gedanken mir beglückend vertraut entgegen. „Das bin ja *ich*", fühl' ich freudig aufatmend. Und „nein", sagt höhnisch, mit einem Fußtritt mein Schicksal. „*Das* dort bist du", und wirft mich verächtlich ins

Ghetto zurück. In die Gemeinschaft jener Eklen, die ich *hasse.* Die ich verneine mit jedem Tropfen meines Bluts. Was hilft es, die Fäuste zu ballen? Was hilft mir alle Verzweiflung? Ich trage das Brandmal — *unauslöschlich. „Jude"!* Und wer, wer auch nur, der nicht selbst das ewige Christusschicksal an sich erlebt und erlitten hat, wer ahnt es, wer glaubt es, daß keiner das Judentum so ganz von sich abgetan haben kann, wie jener, der es überwunden hat!

Nur wer eine Krankheit überstanden hat, ist fürderhin vor ihr gefeit, nur wer die Pest gesehen und überlebt hat, ist sicher vor Ansteckung. *Ich muß meine Vernichtung ruhig wollen, wenn ich das Germanentum wahrhaft liebe. Ich habe keine Wahl.*

Es gibt heute kaum ein tragischer Los als das jener wenigen, die sich wahrhaft ihrer jüdischen Herkunft entrungen haben und denen man das nicht glaubt, nicht glauben will. *Wohin, wohin mit uns?* Rückwärts ist Abscheu und Ekel, vorwärts gähnt der Abgrund. Kein Boden unter den Füßen. Heimatlos, wurzellos. Gnadenlos verbannt in einen todesstarren Kreis des Hasses.

> „Siehst da und dort sie aus den Hütten schaun,
> dann schlagen sie vor dir das Fenster zu."

Und wenn ich's auch zeitweise vergessen mag, wenn ich's abschüttle, wenn ich aufatme in meiner selbstgewollten Einsamkeit und Zuflucht suche dort, wo kein Haß und keine Verachtung mir entgegenzüngeln, dort bei den großen Freunden, die mir Trost und Erkenntnis schenken, bei Yajnavalkya und Ekkehard und Schopenhauer, es fällt mich doch jählings wieder an und schlägt mir glasscharfe Krallen in den Nacken: *„Jude!"* Und mir ist, ich müßte auf meinen Schultern allein die ganze aufgehäufte Schuld jener verfluchten Menschenbrut tragen, deren giftiges Albenblut meine Adern verbrennt.

Mir ist, ich müßte, ich *allein* alles abbüßen, was jene am Deutschtum verbrechen und dann will es mir gerecht so erscheinen, daß mir von überall Abscheu entgegenschlägt, als träfe es mich für alle.

Und den Deutschen möchte ich zurufen: Bleibt hart! Bleibt hart! Habt kein Erbarmen! Auch nicht mit *mir*!

Eure Mauern, Deutsche, sollen undurchdringlich bleiben. Sie sollen kein verschwiegen Hintertürchen haben, das sich dem Einzelnen öffnet. Denn durch dies Türchen schleicht eines Tages wohl der Verrat. Schließt, schließt alle Türen, alle Fenster, alle Lücken. Draußen ist die Pest! Und wer sein Haus vor Ansteckung bewahren will, der lasse niemanden, wahllos niemanden hinein aus der verseuchten Gegend. Euch bleibt keine Zeit mehr, die Wenigen zu sichten. Es ist zu spät. Schließt, schließt alle Ritzen. Denn jeder Hauch von dorther bringt die Pest. Schließt Eure Herzen und Eure Ohren für alle, die draußen noch um Einlaß flehen. Es geht ums Letzte! Kleine letzte Festung des Ariertums, halte dich stark und treu!

Nein, nein, nein — es war nicht recht so, daß Gott um eines Gerechten willen Sodom und Gomorrha *verschonen* wollte! Auch nicht um zehn, auch nicht um hundert Gerechter willen.

Fort mit dem Seuchenpfuhl! Verbrennt das Wespennest! Auch wenn hundert Gerechte mit den Ungerechten vernichtet werden. Was liegt an ihnen? Was liegt an uns? Was liegt an mir? Nein! Habt kein Erbarmen! Ich bitte darum.“

NOTE 12

Zu Seite 134

Der erwähnte Julius Wiesner ist der bekannte Botaniker, damals Rektor der Universität Wien. Er war Jude, aber hatte die Widmung von Chamberlains „Grundlagen“ angenommen, ein krasses Beispiel mangelnder Selbstachtung.

NOTE 13

Zu Seite 138

In meinem Buche „Philosophie als Tat“ (Göttingen 1914) findet sich aus den Jahren 1912—13 eine Abhandlung „*Georg Simmel.* Betrachtungen und Exkurse“ (Seite 303—342), welche eine Psychologie des jüdischen Geistes bietet, weit reicher und lebendiger, als ich sie heute zu geben vermöchte.

NOTE 14

Zu Seite 153

Otto Braun war das einzige Kind des verdienten sozialistischen Politikers und Theoretikers Heinrich Braun und der bekannten sozialistischen Führerin Lily Braun, einer Tochter des preußischen Generals v. Kretschmar, durch ihre Großmutter Jenny v. Gutstedt mit dem Goethekreise verknüpft und napoleonischem Blute entstammt. Der junge Otto Braun, von Vaterseite jüdischer Abkunft, erschien mir wie ein Bote aus mehr als menschlicher Welt. Er erwuchs in dem später Maximilian Harden gehörenden Hause, und es dürfte der selbe Raum gewesen sein, in dem ich Harden zum letztenmal, den Knaben Otto Braun zum ersten Male gesehen habe. Seine hinterlassenen Papiere, von Julie Vogelstein herausgegeben, sind wohl das Erhabenste, was aus dem großen Kriege blieb. Dem Vaterlande wurde kein edleres Opfer gebracht. Wir möchten dem schönen Bilde die Grabschrift setzen, die Richard Wagner einem jung verstorbenen Freunde schrieb:

„Reif sein zum Sterben, des Lebens langsam reifende Frucht,
Frühreif sie erwerben in Schicksals jäh aufbäumender Wucht,
War es dein Los? War es dein Wagen?
Wir müssen dein Los wie dein Wagen beklagen."

Und dennoch . . . Ich vermag nicht die Vorstellung zu bannen, daß dieses ganze grausige Opfer im Tiefsten nicht wirklich, daß diese rauhe Kriegertugend im Innersten nicht natürlich war. Dieser Vaterlands- und Heldentodsfuror war zwar keineswegs gleichartig jenen eklen *Schau*gerichten der „Zeitgemäßen", welche heute noch munter leben (heute ebenso zeitgemäß „pazifistisch" wie damals zeitgemäß „patriotisch"). — Ich entsinne mich besonders der lyrischen Phrase: „Der Krieg muß durchgehalten werden als Krieg *gegen* Krieg." — Ein „berühmter Romancier" schrieb an seinem Luxusschreibtisch das Folgende: „Möge doch dieser Krieg noch sieben Jahre dauern, wenn Deutschlands Heldengeist dadurch erhalten wird." (Hinterher merzte er dergleichen Seelenekstase sorgfältig aus seinen „Gesammelten Werken"; die Seelenkonjunktur war inzwischen eine *andere* geworden) . . . Nein! Von dieser all-

gerühmten Welt der Erbärmlichkeit lebte Otto Braun weit entfernt. Er bezahlte ohne Feigheit sein Denken mit Leben und Blut. Und doch — welcher Unsinn! Eine Mutter, die ihr ganzes Leben lang in leidenschaftlichen Büchern für die „Erlösung der Bedrückten und Armen" geredet und gerasselt hat und der dann ein Genosse in Uniform die Grabrede spricht: „Sie war die Mutter eines Leutnants."

NOTE 15

Zu Seite 156

In alten Papieren finde ich Aufzeichnungen aus dem Jahre 1902, in welcher Zeit ich Lehrer an einem deutschen Landerziehungsheim war, unter dessen Schülern sehr viele jüdische Knaben waren, meist sehr begabt und meist sich mit der Absicht tragend, „Dichter" zu werden. — Da heißt es:

„Und immer wieder neue Herrn und Dämchen,
Ein jedes tüchtig, jedes talentiert,
Ein amüsant Romänchen oder Drämchen
Zu jeder Weihnachtsmesse prompt gebiert. —
Wie rang mein Geist in Nächten streng und einsam
An meines Lebens einzigem Gedicht,
Ach, meine Schüler dichten schon gemeinsam,
Und reif wie sie werd' ich mein Lebtag nicht,
Der Dichter Speier und der Dichter Cohn
Die Dichter Meier, Frank und Mendelssohn."

Ein paar Jahre später hatten denn in der Tat alle diese Begabten, wie man das ja wohl nennt, „sich der Literatur gewidmet".

Die Unnatur dieser derazinierten Schicht offenbarte sich, als jene deutschen Landerziehungsheime plötzlich Schulordnungen herausgaben, welche den folgenden Paragraphen enthielten: „Minderwertige Kinder oder Kinder von jüdischer Abkunft werden im allgemeinen in die deutschen Landerziehungsheime nicht aufgenommen." — Es verstand sich für mich von selbst, auf diese schamlose Tat mit Verzicht auf meinen Lehrerposten zu antworten, und ich glaubte, sämtliche jüdische Eltern und Zöglinge auf meiner

Seite zu haben. Aber ich machte damals eine erstaunliche Erfahrung. Ich blieb der einzige, der aus dem Amte schied. Sämtliche Juden blieben und beruhigten sich damit, daß ja nicht beschlossen worden sei, sie herauszuweisen, sondern lediglich im allgemeinen keine neuen Schüler ihrer Art aufzunehmen. Unvergessen blieb mir die Antwort einer jüdischen Mutter auf meine Frage, ob ihr denn nicht das Ehrgefühl geböte, ihr Kind aus einer im Prinzip judengegnerischen Schule zu nehmen: „Ich verstehe überhaupt nicht, was Sie wollen, Herr Doktor, wenn die Landerziehungsheime künftig keine Juden mehr weiter aufnehmen, man aber *unsere* Kinder hier läßt, dann wissen wir ja doch, daß unsere Kinder in wirklich guter Gesellschaft sind."

NOTE 16

Zu Seite 213

Für Kenner der philosophischen Schriften des Verfassers haben manche scheinbaren Widersprüche dieses Buches — insbesondere die immer kritische Haltung gegen den „Geist" bei gleichzeitiger ethischer *Sinngebung* des Menschenlebens — ihre Doppelgesichtigkeit verloren.

Für solche aber, die mit meiner Philosophie nicht vertraut sind, will ich an dieser Stelle eine kurze Reflexion anfügen über Sinn und Grenze der Ethik und mithin über das Thema des tragischen Selbsthasses.

Ich beziehe mich dabei insbesondere auf mein Werk „Wertaxiomatische Studien. Einführung in Reine Ethik und Reines Recht", Verlag Felix Meiner in Leipzig. 2. Auflage 1914.

Ich bestreite, daß Sittlichkeit (Ethik, Moral) „von Natur" jemals vorhanden war, vorhanden ist oder je vorhanden sein wird. Wenn auf irgendeinem Gebiete jene Lehre von der Fiktion, jene „Philosophie des Als Ob" einen Sinn hat, wonach der Mensch, um sich als Mensch überhaupt forterhalten zu können, gezwungen ist, so zu tun, als ob das Rationale-Sinnvolle das Wesen des *Wirklichen* sei, dann dürfte auf dem Gebiete des Sittlichen diese „allgemeine Heuchelei" in der Tat notwendig und erforderlich sein.

Meine Leugnung des Moralischen als eines erfahrbaren Tatbestandes der *wirklichen* Welt schließt aber nicht im mindesten aus den *Absolutismus des ethischen Urteils.*

Meine „Wertaxiomatik" bemüht sich, zu zeigen, daß Gesetze der Moral genau so unbedingt und anschaulich (evident) sind wie Gesetze der Mathematik. Der Umstand, daß wir „sittliche Wesen" nicht *sind* und auch künftig nicht *werden* können, hindert uns nicht daran, *sittlich urteilende* Wesen zu sein.

Und zwar ist *jedes* Urteil im Kern moralisches (d. h. wertrangierendes) Urteil. Den engsten Kreis normativer Gesetze, auf welche jedes Urteil sich notwendig beziehen muß, bezeichne ich als die Axiomatik des Wertens. —

Ich könnte nicht zugeben, daß man von einer solchen Ethik sagte, sie sei „zwar absolut gültig, aber rein *formal*", da ich die Unterscheidungen von materieller und formaler Logik oder Ethik *nicht kenne.* Aufs entschiedenste bestreite ich die Lehre, daß es materiales Seelenleben gäbe, welches schon an und für sich selber (d. h. unabhängig von einer ordnenden Welt des Urteilens) gut oder böse, sittlich oder unsittlich sei, wie denn z. B. nach meiner Meinung Liebe durchaus nicht „besser" zu sein braucht als Haß, Großmut nicht „besser" als Rache. Meine Lehre, daß jeder beliebige Gemütszustand je nach Zuordnung sittlich *oder* unsittlich sein könne, hat zumal von seiten Max Schelers Widerspruch erfahren. Ich kann mich aber nicht davon überzeugen, daß Güte oder Liebe immer und unter allen Umständen „besser" oder „moralischer" sei, als z. B. Rachsucht oder Neid. Zu diesem ersten Gedankengang bezüglich der „*Unwirklichkeit*" der Ethik tritt der folgende zweite.

Das Menschenleben ist im Gegensatze zur außermenschlichen Natur unheilbar tragisch. Es ist darum tragisch, weil es gezwungen ist, nach einer Norm denkend zu urteilen und handelnd zu entscheiden, deren volle Verwirklichung nichts anderes sein würde als: das Ende der Menschheit selber.

Die Schuld und mithin auch der Selbsthaß ist die nie und nimmer verstummende, nie und nimmer vermeidbare Begleitmelodie jedes unsrer Gedanken, jeder unsrer Handlungen.

Über dem Tempel von Delphi stand das Geheimwort zu lesen: „Erkenne Dich selbst." Aber wir leben nur darum, weil wir uns selber nicht kennen. Es wäre vollkommen unmöglich, das Leben auszuhalten, wenn es mit klarer Selbstschau verbunden wäre.

Nur darum, weil das Auge der Ethik einerseits ein unsäglich schwaches Auge und andrerseits auch ein schönfärbendes Auge ist, vermögen wir uns selber zu ertragen. Wir sehen es eben gar nicht, daß jeder, auch der edelste und beste, auf Schritt und Tritt Verbrechen begeht und begehen *muß*. Auch die gesamte Dialektik der Theologen und aller Volkserzieher lügt uns zuletzt doch nur auf eine einleuchtende und schöne Weise hinweg über die Tatsache, daß wir eine bösartige Wolfsrasse sind. Nicht wir Juden, sondern *wir Menschen!* Eine Wolfsrasse, von welcher schon viel erreicht sein wird, wenn sie dereinst in ferner Zeit leidlich zusammen bestehen und einer auf den andern *Rücksicht* nehmen wird; nicht freilich darum, weil in den Herzen „Liebe und Güte für jedes Menschenantlitz" lebt (darauf mögen Männer warten, die eine *andere* Lebenserfahrung hinter sich haben als die unsere war). Nein! einfach darum, weil der ganze sogenannte Fortschritt des Menschengeschlechts auf wachsende Knebelung und Verstaatlichung des äußeren Lebens hinauskommen wird, also auf die Lösung des Problems: Wie kann jeder Mensch vor jedem andern Menschen und zugleich auch vor sich selber *beschützt* werden?

Schon die Forderung, daß die *außer*menschliche Welt, ja daß auch nur die höhere Tierwelt vor der Menschheit geschützt werde (wozu nicht bloß der selbstverständliche Verzicht auf die tierische Nahrung, sondern auch der Verzicht auf bewußtes Morden, Verbrauchen und Ausnützen der Tiere gehören würde), scheint mir in der kommenden europäisch-amerikanischen Menschenwelt völlig utopisch zu werden.

Das Phänomen der Selbstquälerei, der Selbstverachtung, des Selbsthasses, das wir auf diesen Blättern (wenn auch nur in dem engen Umfange der jüdischen Frage) zu betrachten hatten, erscheint fast wunderbar, fast wie Symbol einer ganz anderen als irdischen Welt, wenn wir klar vor Augen haben, in welcher Bestien-

welt wir wohnen, wie überall die Selbstsucht als das ganz Selbstverständliche gilt, wie überall das Niederträchtige das Natürliche ist und wie die Enge des Herzens (und des Kopfes dazu) immer und überall die Regel zu sein scheint.

Ein Auserlesener unter Hunderttausend ist schon jeder, der dieses sieht und es auch sich selber klar eingesteht, während doch Millionen dahinleben, die niemals Zweifel an ihrer Gottähnlichkeit verspüren und es offenbar für ganz selbstverständlich und weiter gar nicht verwunderlich halten, daß man im warmen Zimmer und beim guten Mittagessen sitzt, indes im Regen draußen der hungrige Handwerksbursche vorüberzieht, das Kälbchen zum Schlachthof getrieben wird und die Arbeitslosen in den Gassen lungern.

Daß wir mit jedem Bissen Brot, mit jeder Zigarre schuldig sind, das sollte der Grundstock aller Selbsterkenntnis sein. Aber es scheint, daß die Menschenwelt immer nötig hat und voraussetzt: eine gute Robustheit oder Schiefheit des Gewissens, eine selbstgerechte Verlogenheit, ein Nichtzugenauhinsehen, eine Kraft, alles Unzulängliche fröhlich zu vergolden. Immer sprechen wir mit Shakespeare: „Die Sache so betrachten, hieße sie allzu genau betrachten“ oder mit Goethe: „Es ist nicht gut, nach allen Seiten billig sein, es hieße das eigne Selbst zerstören.“

Der paradoxe Tatbestand der Ethik ist dieser: Alle Forderungen der Moral kommen hinaus auf Verminderung des Leidens dieser Welt. Andererseits aber wird diese Welt einzig durch das Leiden vorangespindelt. Es gibt keine andere Motorkraft als Leiden. Tilgen wir die Not, so tilgen wir das Leben. Haben wir die Not beseitigt, dann haben wir die Welt zum Erlöschen gebracht. Dies ist denn auch das geheime Ziel und der geheime Sinn aller Logik und aller Ethik. „Stillstand der Welt“, die durchaus auf Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit aufgebaut ist und ohne Verbrechen und Schuld nicht würde bestehen können. —

Hier zeigt sich uns das Verhängnis des so vielgerühmten jüdischen Optimismus. Dieser Optimismus ist sozusagen nichts als eine vitale *Fiktion*. Niemals eine Wahrheit.

Wäre die jüdische Ethik auf ein negatives Endziel gerichtet, dann wäre sie zwar minder tatfähig, aber auch minder tragisch.

Es ist das Verhängnis des Judentums (so weit es eine nur ethische Gemeinschaft ist), bis ans Ende seiner Tage unter der Zuchtrute eines Gesetzes leben zu müssen, welches in Wahrheit kein Mensch (also nicht nur kein Jude), vorausgesetzt, daß er ein völlig wahrhaftiger Mensch ist, je völlig erfüllen *kann.* Es gibt keinen Gerechten! Und gäbe es ihn, dann hätte er bald aufgehört, noch Mensch bleiben zu können.

So kann ich zum Beschluß hier nur ganz banal und menschlich sprechen: Wir wollen Gutes tun, so *weit* wir nur können. Wir wollen Gutes tun, so *lange* wir nur können. Aber zu *wenig* tun wir doch!

NOTE 17

Zu Seite 220

Wenn man die Typen der Pflanzen oder der Tiere einteilen wollte nach Werten und Rängen, dann würde unsre Befangenheit und menschliche Egozentrizität sofort klar zutage treten. Aber die Menschenrassen klassifiziert unser Kulturhochmut in höhere und tiefere, primitive und fortgeschrittene Rassen, ohne der Subjektivität unsrer *Norm* recht bewußt zu sein.

Ich möchte nicht behaupten, daß *alle* Rassenforschung heute eitel Dilettantismus sei. In den „Prinzipien der Charakterologie" (veröffentlicht in der Deutschen Psychologie; Verlag Carl Marhold in Halle a. S.) habe ich die Grundsätze auch für die zurechnungsfähige Rassenforschung dargelegt und in dem Lehrbuch „Symbolik der Gestalt" von Carus-Lessing (Verlag Niels Kampmann, Heidelberg) findet man eine reiche Fülle rassenkundlicher Beobachtungen, welche durch physio- und patho-gnomische Erfahrung gewonnen sind. Auch Völkerpsychologie kann (da der Leib Seele *ist*) nur auf Gestaltwissenschaft und Ausdruckskunde gegründet werden.

Dilettantisch und willkürlich aber erscheint mir alle Rassenkunde, die auf Wertung oder auf sprachliche Antithese aufgebaut ist, wie z. B. auf die Zweiteilung der Völker in seßhafte und schweifende, in träumende und handelnde, in Ackerbauer und

Jäger, Gegensätze, die in reiner Form überhaupt niemals wirklich gewesen sind. Auch den längst totgelaufenen Gegensatz „Arier und Semiten" sollte eine ernste Wissenschaft nicht mehr im Munde führen. Die Sprachwissenschaft (aus welcher dieser Gegensatz zur Kennzeichnung der flektierenden Sprachgruppen entnommen wurde) verwendet ihn nicht mehr, seit die Erforschung der sog. japhetitischen Sprachen klar erwiesen hat, daß es Unsinn ist, die Germanen und vollends gar die Deutschen als „Arier" zu bezeichnen.

Wo immer solche billigen Antithesen (Hie: „Wir" — Drüben: „die Andern") lebendig blieben, da ist die Selbstbehauptung die Mutter und der Geltungswille der Vater des Gedankens.

Was kann die *Erkenntnis* dabei gewinnen?

Es ist auch ganz gleichgültig, ob eine solche Art Wissenschaft die Juden verwirft oder verteidigt. In *beiden* Fällen ist der Gesichtspunkt allzu praktisch und erbärmlich.

Ein judenfreundlicher Forscher dieser Art glaubt die Judenschrecklehre von O. Hauser und H. Günther z. B. mit folgender Erwägung zu widerlegen: „Ohne die Geistesarbeit Rudolf Willstätters hätten hunderttausende deutscher Soldaten den Gastod sterben müssen und durch die Geistesarbeit F. Habers wurde die deutsche Ernte so hoch gesteigert, daß dem Hungertode weitere Opfer entzogen blieben."

Welch eine Wissenschaft! Diese Rassenwissenschaft ist das Seitenstück zu jener Bevölkerungstheorie, welche die Menschen in Geld umrechnet und etwa nachweist, wieviel jeder Mann dem Staate einbringt oder kostet. So wenig wir fragen dürfen: soll die Nachtigall ausgerottet werden? Soll der Paradiesvogel erhalten bleiben? so wenig dürfen wir den Wert der jüdischen Rasse darin sehen, daß die Herren Willstätter und Haber für Deutschland „nützlich" sind.